

# **DER LANDSER**

Österreich 5.12,- Italien 5.12. 1980. Preis 10,- Dflp. 10.25,-  
Schweiz 5.12,- Luxemburg 15,- Belgien 10.100,-

**1,50 DM**

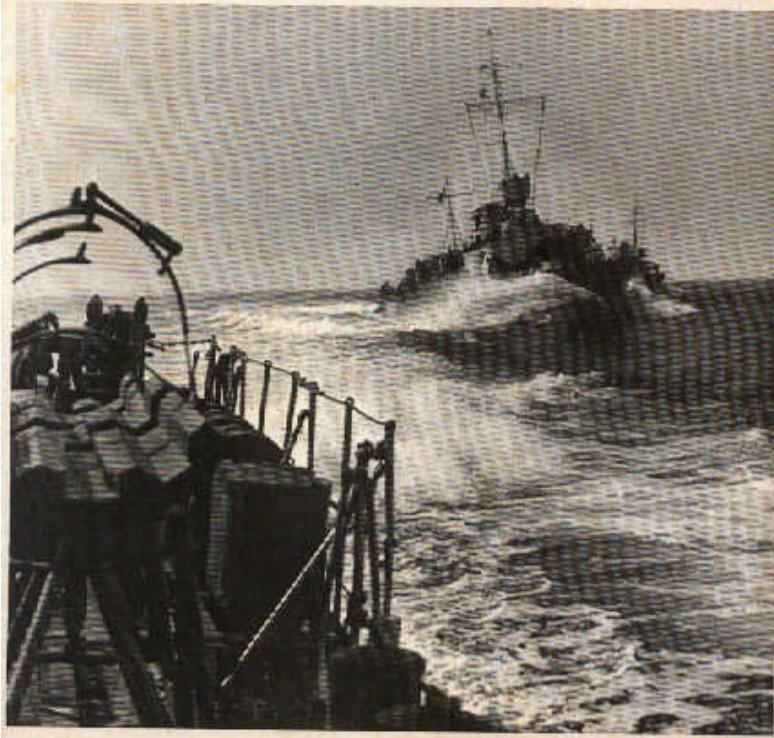
**Erlebnisberichte zur  
Geschichte des  
Zweiten Weltkrieges**

**873**

**FRED NEMIS**

## **Kampf in der Meereshölle**

Die dramatischen Einsätze von Froschmännern und Unterwasserkämpfern. —  
Ein Originalbericht



Scan & Korrektur: Keulebernd

## Eichenlaubträger der Luftwaffe



### Friedrich Geißhardt

Am 22.1.1919 in Sonnefeld bei Coburg geboren, kam Geißhardt später zur Luftwaffe. Als Fähnrich bei der 1./Lehrgeschwader 2 errang er im Polenfeldzug seinen ersten Abschuß. Im Dezember 1939 zum Leutnant befördert, blieb er bei seiner Gruppe, die inzwischen in 1./Jagdgeschwader 77 umbenannt worden war. Weitere Abschüsse erfolgten 1940 in Frankreich und über dem Kanal. Bei Beginn des Ostfeldzuges war Geißhardt als Oberleutnant Adjutant von Hauptmann Ihlefeld. Bis zur Verlegung der Gruppe auf den nordafrikanischen Kriegsschauplatz erzielte Geißhardt in Rußland 75 Luftsiege. Nach seinem 26. Erfolg am 30.8.1941 war ihm das Ritterkreuz verliehen worden. Das 101. Eichenlaub erwarb er sich nach dem 79. Abschuß am 23.6.1942. Im Dezember 1942 hatte Geißhardt seinen 100. Luftsieg errungen und war damit einer der erfolgreichsten Flieger in Nordafrika geworden. Nach seiner Beförderung zum Hauptmann war er Kommandeur der III./Jagdgeschwader 26 in Nordfrankreich. Auf seinem 642. Feindflug wurde er am 5.4.1943 im Luftkampf abgeschossen und mußte bei Gent notlanden. Seine Verletzungen waren so schwer, daß er schon am nächsten Tag starb. Der erfolgreiche Jäger hatte insgesamt 102 Gegner im Luftkampf bezwungen.

**Fred Nemis**

# **Kampf in der Meereshölle**

**Kriegsjahr 1943. – Der erste Einsatz britischer  
Froschmänner im Mittelmeer. – Deutsch-Italienischer  
Abwehrerfolg**

## **Vorwort**

In diesem LANDSER schildert Fred Nemis – während des II. Weltkrieges selbst Kampfschwimmer und an vielen »Himmelfahrtskommandos« beteiligt – nach alliierten Dokumentationen und eigenen Erlebnissen den ersten Einsatz britischer Unterwasserkämpfer im Mittelmeer. Sogar ein Mann wie Lionel Crabb, später wohl der legendärste Froschmann seiner Zeit, hatte den Teilnehmern an jener Unternehmung seine Erfahrungen mit italienischen Kampfschwimmern vor Gibraltar zur Verfügung gestellt. Es waren auch Nachbauten italienischer »Mayales«, mit zwei Männern besetzte Spezialgeräte, die von den Engländern damals bei ihrem ersten Unterwasserangriff im Jahre 1943 gegen Schiffsziele vor Palermo verwendet wurden. Die mit einem Fahrkörper gekoppelten Torpedos wurden von den Briten »Chariots« genannt. Ihre Mannschaften waren einer intensiven Ausbildung unterzogen worden, trotzdem wurde die Operation »Principle« für die Teilnehmer dieses Raids und die gleichzeitig eingesetzten Kommando-Verbände zu einem verlustreichen Opfergang. Der Verlauf dieser dramatischen Aktion, bis in die letzten Details rekonstruiert, ist Gegenstand des vorliegenden Berichtes.

Die Redaktion

Oberleutnant Hawkins blickte sich aufmerksam um und duckte sich noch tiefer, als erneut ein schwerer Brecher auf ihn, das Chariot und seinen Kopiloten, Steuermann Dick Watcher, herabstürzte und ihm für einen Moment jede Sicht nahm.

Seit zwei Stunden waren sie jetzt unterwegs. Als sie den kleinen Hafen Horswright zwischen Pemrod und Cardiff, an der englischen Westküste gelegen, verlassen hatten, war nur ein leichter Seegang zu verzeichnen; aber nach einer knappen Stunde Übungsfahrt kam auf dem Rückmarsch plötzlich einer der gefürchteten Winterstürme auf. Jetzt brodelte die See, und Hawkins hatte alle Mühe, das Chariot auf Generalkurs zu halten.

Von den anderen zwei Mannschaften mit ihren Geräten war schon lange nichts mehr zu sehen. Sie kämpften genauso gegen die schwere See wie er mit seinem lenkbaren Torpedo. Damned, welcher Satan hatte ihn geritten, sich freiwillig zu diesem Sonderhaufen zu melden?

Hawkins duckte sich blitzschnell tiefer hinter den Schutzschild, als wieder ein schwerer Brecher herandonnerte. Der zur Kleinkampfwaffe umgebaute Torpedo wurde unter Wasser gedrückt, und für Sekunden sah der knapp 24 jährige Oberleutnant um sich herum nur das gischtende, wirbelnde Wasser der unruhigen See. Er hatte alle Mühe, den Lenktorpedo auf Kurs zu halten. Mit Sorge dachte er an die Atemgeräte; gewöhnliche Tauchretter, wie sie auch in U-Booten benutzt wurden. Sie hatten nur eine Kapazität von etwa 15 bis 20 Minuten, dann mußte die Kalipatrone, in der das ausgeatmete Kohlendioxid gebunden wurde, umgetauscht werden. Sonst atmete man den giftigen Stoff wieder ein, und mit der Zeit wurde der Co-Gehalt so hoch, daß man erstickte.

Hawkins spürte, wie das Chariot plötzlich unter ihm vibrierte; dann setzte der Elektromotor aus, kam noch einmal auf Touren, lief ein - zwei Minuten unruhig, um dann endgültig stehenzubleiben. Hölle, jetzt auch das noch! Hawkins fluchte

lauthals vor sich hin und bemühte sich, den Motor wieder in Gang zu bringen. Ohne Fahrt waren sie steuerlos und damit hoffnungslos verloren.

Der Torpedo schoß über die Wasseroberfläche hinaus, wurde vom nächsten Brecher wieder unter Wasser gedrückt, und Hawkins registrierte, wie sie immer weiter vom Kurs abgetrieben wurden.

Immer wieder versuchte er, den kleinen E-Motor, der das Chariot mit 1,5 Knoten vorantrieb, in Gang zu bringen. Sie mußten nach seiner Berechnung noch etwa 2 Seemeilen von der Küste entfernt sein. Diese Strecke bei schwerer See zu schwimmen, das konnte die Hölle auf Erden werden.

Da ... der Motor sprang wieder an, er lief ... erst noch unregelmäßig, dann wieder mit gleichmäßigem Summen. Hawkins korrigierte den Kurs und steuerte wieder die Küste an. Das einzige, was er sah, waren die haushoch erscheinenden, dunklen Wellen. Steuerbord querab mußte schon Cardiff passiert sein. Doch man sah keine Lichter; nichts, nur die Wellen, die den Bristolkanal durchtobten.

Hawkins wandte einmal kurz den Kopf nach dem dunklen, unformigen Schatten seines Kopiloten, der fast mit dem ganzen Körper hinter dem Schutzschild verschwand. Dem Steuermann ging es wie ihm; er hoffte nur, daß sie diese Höllenfahrt bald hinter sich hatten. Sicher würde das Suchboot schon unterwegs sein. Doch bei dieser schweren See war von den tiefliegenden Chariots nicht viel zu erkennen. Dabei sollte dies ihre letzte Übungsfahrt sein. Nach einem kurzen Heimurlaub sollten sie in den ersten Tagen des kommenden Jahres 1943 zu ihrem ersten Einsatz starten. Man wollte es den »Maccaronis« (Italienern) heimzahlen, für ihre Angriffe auf Gibraltar, Alexandria und Suda. Ja, das war der Plan. Doch, wie es aussah, würde keines der drei Chariots, die heute zu ihrer letzten Übungsfahrt ausgelaufen waren, den Stützpunkt erreichen.

\*

Commander (Korvettenkapitän) Nichols, Einsatzleiter der 20 Mann starken Sondergruppe der Royal Navy (brit. Marine), stand am Morgen des 14. Dezember 1942 in der Unterrichtsbaracke vor der großen Wandtafel. Mit seinen hellen, eisgrauen Augen blickte er lange über die Versammelten.

Neben ihm ein bärtiger, hagerer Mann, Anfang 30, in der Uniform eines Kapitänleutnants: Linoel Crabb, der als erster die Idee hatte, die Geheimwaffe der Italiener, die sagenumwobenen Chariots, für die britische Royal Navy nachzubauen.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte er noch nicht, daß er 14 Jahre später einmal Geschichte machen sollte. Seine hellen, scharfen Augen glitten über die Gesichter der versammelten Seeleute und Techniker. Crabb war nur für sechs Tage zu Gast und sollte, zusammen mit Commander Nichols, die Auswahl unter sieben Chariotmannschaften treffen. Nur fünf davon sollten eingesetzt werden, eine blieb als Reserveteam.

»Well, die vergangene Nacht hat gezeigt, daß es bei schwerer See noch einige Schwierigkeiten gibt«, begann der Commander, der im Ersten Weltkrieg als Wachoffizier auf einem U-Boot gefahren war. »Von den drei Chariots, die draußen gefahren waren, haben nur zwei den Weg allein zurückgefunden. Lieutenant Ferlings mit seinem Objekt mußte eingeschleppt werden. Es war mehr als Glück, daß wir das Chariot überhaupt gefunden haben.«

Lieutenant Clyde Ferlings, ein junger Offizier von kaum 22 Jahren, der in der ersten Stuhreihe saß, spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoß. Commander Nichols, der die Verlegenheit des jungen Offiziers bemerkte, lächelte schmal und winkte beschwichtigend ab:

»Ich weiß, Ferlings, Sie hatten eben mehr Pech als die beiden anderen. Ich wollte damit nur darauf hinweisen, welche

Schwierigkeiten auf uns warten, wenn wir in einen plötzlich auftretenden Sturm geraten.«

Nichols machte eine kurze, bedeutungsvolle Pause. »Leider steht uns nicht mehr viel Zeit zur Verfügung. Wir müssen jetzt eine Entscheidung treffen über die fünf Mannschaften, die den geplanten Einsatz durchführen. Die Reservecrew wird diesen Einsatz selbstverständlich mitmachen, aber sie wird bis zum Schluß in Reserve bleiben.«

Der Commander warf einen schnellen Blick zu seinem Kameraden Crabb, der, lässig an die Tafel gelehnt, die Männer vor sich aufmerksam beobachtete. »Kapitänleutnant Crabb wird noch einiges zu sagen haben. Zusammen mit ihm habe ich die fünf Teams und das Reserveteam ausgesucht. Bitte, Mr. Crabb.«

»Thanks, Sir!« Nach einer knappen Verbeugung begann Kapitänleutnant Crabb seine Ausführungen.

»Ich brauche hier nicht mehr auf die Einzelheiten einzugehen. Jeder von uns hier weiß, daß diese Chariots Nachbauten der italienischen Angriffswaffen sind, nachdem wir vor etwa acht Monaten ein unbeschädigtes italienisches Objekt bei Gibraltar erbeutet haben.«

Crabb machte eine kurze Pause und trat neben die Tafel. Er zog das Oberteil herunter und dahinter kam das naturgetreue Modell eines Chariot zum Vorschein. Exakt von Lieutenant-Commander Inswel, dem fähigsten Ingenieur der Forschungsabteilung des Marineministeriums dem erbeuteten italienischen Modell nachkonstruiert. Crabb fuhr fort:

»Dies ist die Nachkonstruktion des feindlichen Objekts. Sie, die Sie in den letzten sechs Wochen mit diesem Modell bei gutem und schlechtem Wetter auf See herumgeschippert sind, kennen die Tücken dieses Apparats genauso gut wie ich. Nach unserem Dafürhalten sind die von uns nachgebauten Modelle ebenso perfekt wie die Originale. Nun muß der erste Einsatz beweisen, daß unsere Thesen stimmen. Das einzige, was uns

tatsächlich Sorgen macht, sind die Atemgeräte. Auch sie werden diese Mängel schon festgestellt haben und sicherlich genauso verdammt haben.«

Crabb trat einen Schritt vor, und seine Stimme klang eindringlich und ernst, als er fortfuhr: »Aber mit diesen Geräten haben wir, meine kleine Mannschaft und ich, versucht, die Angriffe der Italiener auf unsere Schiffe vor Gibraltar abzuwehren. Wir haben zwar keine großen Erfolge erzielt, doch manches Unheil abwenden können. Glauben Sie mir, unsere Techniker und Wissenschaftler im Ministerium arbeiten fieberhaft daran, ein besseres Atemgerät zu konstruieren und es uns als erste zur Verfügung zu stellen.

Es hat uns viel Mühe gekostet, den Herren im Kriegsministerium klarzumachen, daß diese Chariots die beste Angriffs- und Verteidigungswaffe gegen die Italiener und die Germans sind. Wir können sie auf diese Weise mit ihren eigenen Waffen schlagen. Und wenn es nur drei Crews sind, die durchkommen und ihre Ladung legen. Dann haben sie gezeigt, daß wir auf dem Wege sind, eine neue, schlagkräftige Angriffswaffe einzusetzen. An den fünf Mannschaften wird es liegen, ob sie mit ihrem Einsatz bahnbrechend wirken oder ob diese Idee nur eine Idee bleibt. Commander Nichols wird nun die Namen der fünf Einsatzcrews und die der Reserveteams bekanntgeben. Die anderen Crews, die ja dieselben Trainingsstrapazen hinter sich haben, sind deswegen nicht etwa auf dem toten Gleis gelandet; sie werden weitertrainieren und andere, nachrückende Freiwillige ausbilden. Ihnen und denen, die den ersten Einsatz fahren, Mast- und Schotbruch und viel Wasser unterm Kiel! Bitte, Commander Nichols!«

Lionel Crabb trat zurück, und sekundenlang war beifälliges Fußtrampeln zu vernehmen, bis Commander Nichols sich räusperte. Der Leiter dieses Sonderlehrgangs wußte, daß er keine leichte Entscheidung zu treffen hatte. Immerhin waren aus der großen Auswahl von Freiwilligen, die sich vor drei

Monaten gemeldet hatten, nach schärfster Aussiebung noch 20 Mann übriggeblieben, das waren zehn Chariotmannschaften. Aber nur fünf kamen zum Einsatz und eine sechste Mannschaft war Reserve.

Nichols machte es kurz: Er rief die Mannschaften auf, die beim Training die besten Punktzahlen erreicht hatten. Auf den Gesichtern der anderen war deutlich die Enttäuschung zu sehen. Aber sie waren fair genug, ihren Kameraden zu ihrem ersten Unternehmen alles Gute zu wünschen.

»Wir werden, bis genau feststeht, wo und wann wir an Bord der U-Boote gehen, noch weiterhin trainieren und die Chariots noch einmal gründlich überholen«, schloß Nichols. »Ich fahre morgen zusammen mit Kapitänleutnant Crabb nach London und werde in drei Tagen wieder zurück sein. Bis dahin läuft der ganze Betrieb so weiter, wie gehabt. Danke, meine Herren!«

Nach und nach leerte sich der Raum. Nichols, der mit Kapitänleutnant Crabb zurückgeblieben war, machte ein nicht gerade zufriedenes Gesicht.

»Es ist doch verdammt schwierig, eine richtige Entscheidung zu treffen. Ich hätte lieber die Crew Boylen-Warren, anstatt die Crew Felton-Newlings eingesetzt. Doch wie mir Doc Holden gestern noch erklärte, ist Lieutenant Boylen einer längeren Belastung unter Wasser nicht gewachsen. Zudem ... na ja, Sie wissen, sein älterer Bruder ist vor zwei Monaten in Afrika gefallen – er ist also psychisch auch nicht ganz im Lot. Das wäre ein zu großer Unsicherheitsfaktor bei diesem Unternehmen!«

»Hoffentlich sieht er das auch ein«, warf Crabb ein und packte seine Notizen in eine Aktenmappe.

»Morgen früh um sechs Uhr rauschen wir ab«, wechselte Nichols rasch das Thema. »Kommen Sie noch einmal zurück nach hier, oder treten Sie von London aus gleich Ihre Reise nach Gibraltar an?«

Crabb zuckte die Schultern und lächelte.

»Das entscheiden die Herren in London. Vergessen Sie bitte nicht, Mr. Nichols, ich war nur hier, um mich von dem letzten Stand der Ausbildung zu überzeugen und einige technische Fragen zu klären. Mein Teil ist getan, ich bin reisefertig.«

\*

#### 16.12.42, London, Marineministerium.

Commander Nichols blickte ungeduldig auf seine Uhr. Seit eineinhalb Stunden schon wartete er mit Lionel Crabb im Vorzimmer von Großadmiral Sir Roger Keyes, dem Mann, der als Kopf aller britischen Sonderkommandos galt. Vor einem Jahr verlor er bei dem mißlungenen Sondereinsatz auf das Hauptquartier des deutschen Afrikakorps bei Breda Littoria, wo man Rommel vermutete, seinen Sohn, Major Geoffrey Keyes.

Von diesem Tage an war Sir Keyes noch verschlossener, noch verbissener geworden. Er kannte nur noch seine Arbeit und den Willen, es den Germans (Deutschen) heimzuzahlen. Trotz des Desasters vom 17.11.1941, bei dem sein Sohn den Tod gefunden hatte, gab »Old Roger« nicht auf. Nach wie vor operierten die Long Rangers (Kommando-Einheit) in Afrika, waren Kommandos der SAF (Special Air Force) und der SRN (Special Royal Navy) auf allen Kriegsschauplätzen im Einsatz. Es war auch »Old Roger«, der als erster den Vorschlag des Kapitänleutnants Crabb aufgegriffen hatte, das erbeutete italienische Chariot nachzubauen und gegen die Italiener zu verwenden. Der Großadmiral hatte viel übrig für Unternehmen, die sich am Rande der Legalität bewegten, andererseits aber auch ganze Kerle verlangten.

»Nervös, Mr. Nichols?« erkundigte sich Crabb, der den Commander beobachtet hatte. Er brannte sich eine neue Zigarette an, nachdem Nichols dankend abgelehnt hatte.

»Unsinn!« knurrte Nichols und wanderte weiter unruhig auf

und ab. Doch dann lächelte er schwach und nickte leicht zustimmend.

»Sorry, Crabb, Sie haben natürlich recht. Ich war noch nie ein Freund von langem Warten; das macht mich irgendwie kribbelig.«

»Ich weiß, wie das ist«, winkte Crabb ab und blickte hinter sich, als aus dem Zimmer von Admiral Keyes ein Colonel (Oberst) der Luftwaffe kam, hinter ihm zwei Generale der Luftwaffe, ein General der Army (Heer), gefolgt von einem Major.

Die Herren warfen den beiden Marineoffizieren einen kurzen, prüfenden Blick zu, erwiderten deren militärischen Gruß und gingen zielsicher auf die Tür zum Sitzungszimmer zu, um dort zu verschwinden.

Der junge Oberleutnant im Vorzimmer, der bisher schweigend an seinen Akten gearbeitet hatte, verschwand im Zimmer des Großadmirals. Nur wenige Sekunden darauf kam er zurück und meldete knapp: »Sir Roger läßt bitten!«

Commander Nichols betrat als erster das Arbeitszimmer. Admiral Keyes stand hinter dem Schreibtisch, und seine wasserhellen Augen unter dichten, eisgrauen Brauen musterten die beiden Marineoffiziere kühl und abschätzend, während er schweigend die Meldung von Commander Nichols entgegennahm.

»Danke, Commander! Entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie so lange warten ließ, aber da waren noch wesentliche Details mit einigen anderen Herren zu klären. Bitte nehmen Sie Platz und fassen Sie sich möglichst kurz. Wir haben anschließend noch eine Lagebesprechung. Bitte, Ihren Bericht zuerst, Commander Nichols!«

In knappen Sätzen informierte Nichols den Admiral über den Stand der Ausbildung und die Einteilung der 6 Mannschaften, die zum Einsatz kommen sollten. Admiral Keyes unterbrach ihn ab und zu mit einigen Fragen, die Nichols verrieten, daß

der Admiral über einige technische Details, die nur wenige interessierten, genau Bescheid wußte. Anschließend wandte er sich an Crabb.

»Und nun bitte Ihren Bericht, Crabb!«

»Nach meinem Dafürhalten sind die Nachbauten der Chariots vortrefflich gelungen, bis auf einige kleine technische Mängel, die ja bei solchen Improvisationen stets auftreten. Ich bin der Meinung, wir können den vorgesehenen Einsatz durchführen! Nur ...« Crabb machte eine kurze Pause und zögerte einen Moment, doch Keyes ließ ihm nicht viel Zeit zum Überlegen.

»Was ist, Crabb? Wo liegt der Hund begraben?« Die Stimme des Admirals war kühl und sachlich.

»Bei den Atemgeräten, Sir«, gab Crabb zurück.

»Wie soll ich das verstehen?« erkundigte sich Keyes. »Funktionieren sie nicht, oder was ist los damit? Immerhin sind sie ja von unseren U-Boot-Fahrern erprobt worden, und soviel ich weiß, haben Sie und Ihre Männer auf Gibraltar auch damit operiert.«

»Jawohl, Sir«, nickte Crabb zustimmend. »Doch wir konnten diese Atemgeräte nicht unter solch extremen Bedingungen erproben, wie es die Männer in Horswright tun mußten. Es kamen da unterschiedliche Ergebnisse heraus, Sir. Mancher Apparat funktionierte bei einer Belastung in 15 bis 20 Meter Tiefe fast eine Viertelstunde lang einwandfrei, andere streikten schon bei einer Tiefe von 10 Metern, und die Männer hatten nach knapp 10 Minuten schon unter den ersten Erscheinungen von Atemnot zu leiden.«

»Ich kenne das Problem, man hat mir schon ähnliches von U-Boot-Fahrern berichtet, die ihr gesunkenes Boot in größerer Tiefe verlassen mußten. Unsere Techniker arbeiten an Verbesserungen. Aber – muß man denn unbedingt Tiefen von 20 Metern erreichen, wenn man in einen Hafen eindringen will? Sie sind hier der Fachmann, Crabb!«

»Man muß es nicht unbedingt, Sir«, gab Crabb zurück.  
»Doch jeder der Freitaucher und jeder Chariotfahrer muß im Notfall in der Lage sein, in dieser Tiefe operieren zu können. Immerhin stehen wir erst am Anfang einer Entwicklung, die vielleicht kriegsentscheidend sein kann, Sir. Wir müssen von unseren Tauchern Höchstleistungen verlangen können.«

»Sie wissen, daß unsere Ingenieure Tag und Nacht daran arbeiten, bessere Atemgeräte zu konstruieren; mehr können wir im Moment nicht tun. Besteht denn keine Möglichkeit, den Italienern so ein Ding abzuluchsen?«

Crabb grinste schmal, nahm aber sofort und im ernsten Ton den Faden wieder auf. »Bis jetzt hatten wir noch keine Chance, Sir; und ich glaube, unsere Abwehr auch nicht. Wir wissen nicht, wie weit die Italiener in ihrer Entwicklungsarbeit sind, aber sie müssen, nach Lage der Dinge, bessere Atemgeräte haben als wir.«

»Einen präzisen Vorschlag, Crabb!« Die Stimme des Großadmirals klang irgendwie verärgert. Er liebte es nicht sonderlich, wenn man nicht seiner Ansicht war.

»Verbesserung der Chariots und Atemgeräte, Sir. Dieser Einsatz wird uns zeigen, wie weit wir sind. Die Männer, die das geplante Unternehmen durchführen, sind gut trainiert, und wenn alles hinhaut und keines der Chariots versagt, haben sie gute Chancen.«

»Haben Sie die Liste der vorgesehenen Crews, Commander?« wandte sich Keyes an Nichols, ohne noch weiter auf die Feststellung von Crabb einzugehen.

»Jawohl, Sir!« Nichols reichte dem Admiral die Liste, der sie schnell überflog. Er sah nur einmal kurz auf, als er bei einem der Namen stutzte.

»Kapitänleutnant Mansdric? Ist er der Sohn von Captain Mansdric? oder irgendwie mit ihm verwandt?«

»Der Sohn, Sir«, erwiderte Nichols knapp.

»Gut. Wenn er so ist wie sein Vater ... ich war mit ihm im

Ersten Weltkrieg zusammen ... Well, wie ich sehe, alles bewährte Männer. Wie vorgesehen, ist der Pilot jeweils ein Offizier und der Kopilot ein Unteroffiziersdienstgrad. Bis auf den einen hier, Matrosengefreiter Les Silvester. Habe ich den Namen nicht schon mal irgendwo gehört?«

Fraged blickte er zu Nichols, der mit einem schnellen Seitenblick auf Crabb etwas zögernd antwortete:

»Sie haben sicher schon von ihm gehört, Sir, denn Sie haben ihn vor zwei Monaten ausgezeichnet. Er ist zwar ein hervorragender und tüchtiger Soldat, aber leider wohl auch der undisziplinierteste, wenn er einige Whiskys zuviel getrunken hat.«

In dem Gesicht des Admirals zuckte es, dann nickte er und reichte die Papiere wieder an Nichols zurück. »Sicher, ich kann mich an ihn erinnern. Soviel ich weiß, war er schon zweimal Steuermann (Bootsmann, Feldwebel) und wurde zweimal wieder in den Mannschaftsstand zurückversetzt. Gut, Sie müssen wissen, was er leisten kann und was ihm zuzutrauen ist. Aber jetzt wird es Zeit, daß wir in das Sitzungszimmer gehen. Es hat mich schon Mühe genug gekostet, die Herren von der Royal Air Force (brit. Luftwaffe) breitzuschlagen und einige meiner Wünsche zu akzeptieren. Wenn wir sie jetzt noch über Gebühr warten lassen, nehmen sie am Ende noch ihre Zusagen zurück. Kommen Sie, Gentlemen!«

»Fassen wir also noch einmal kurz zusammen.« Der Blick des Admirals, der am Kopfende des langen Tisches saß – hinter sich die große Wandkarte, neben der sein Adjutant Captain Wolters stand – schweifte in die Runde. Seit fast zwei Stunden saßen sie zusammen, debattierten, planten, verworfen und einigten sich zum Schluß mit etlichen Kompromissen.

»Wie ich schon sagte, befinden sich seit zwei Tagen sechs dieser Chariots in Gibraltar, wo sie noch einmal überholt werden. Die Chariots, die in Horswright sind, bleiben dort zu

weiteren Übungszwecken. Die Mannschaften, die diesen Einsatz durchführen, werden sofort nach der Rückkehr von Commander Nichols in Marsch gesetzt. Sie starten in drei Tagen, also am 19., von Bristol aus mit einer Bomberstaffel, die nach Nordafrika verlegt wird.

Von Casablanca aus werden die Männer nach Gibraltar gebracht. Bis dahin haben wir Weihnachten. Der Einsatz ist für die ersten Januartage vorgesehen. Bestimmend sind zwei Faktoren: Erstens: die Ergebnisse der Luftaufklärung. Zum zweiten: Es ist vorgesehen zusammen mit diesem Unternehmen, das unter der Bezeichnung »Operation Principle« geführt wird, in der Nähe von Palermo Angehörige der SAS und unserer Abwehr im Zuge eines breitflächigen Bombenangriffes abzusetzen. In der Ferne stehen dabei andere Pläne, die noch nicht spruchreif sind, die aber innerhalb der nächsten Monate verwirklicht werden. Den genauen Einsatztermin erhalten Sie, Commander Nichols, in Gibraltar. Innerhalb weniger Stunden werden dann die Chariots auf die beiden in Gibraltar liegenden U-Boote U 247 und U 58 verladen, die sie auch bis vor den Einsatzort bringen werden. Zeitliche Übereinstimmung mit der Air Force ist das wichtigste dabei, damit unsere eigenen Leute nicht in den Bombenangriff geraten.«

Admiral Keyes betrachtete seine Unterlagen und fuhr fort: »Wir haben die beiden U-Boote so umbauen lassen, daß sie die Chariots in Behältern, die auf Deck angebracht sind, aufnehmen können. Torpedoköpfe und Ausrüstung der Chariots sowie Reservematerial liegen bereit, und zwar im alten Fort, wo Mr. Crabb sein Domizil aufgeschlagen hat. Noch eins: Ich weiß aus mir vorliegenden Berichten, daß sich die Italiener in Algeciras aufhalten, obwohl sie von unserer Abwehr nicht erwischt werden können, denn offiziell sind sie ja Matrosen der ›Oltery‹. Vermeiden Sie es, Commander Nichols, und schärfen Sie das auch Ihren Leuten ein, Tanger zu

besuchen. Ich weiß, es ist verlockend, die Hafenstadt vor Augen zu haben und nicht hinüberfahren zu können. Aber wir dürfen so wenig wie möglich auffallen, denn die Italiener und Germans haben die Ohren und Augen überall. Sind noch irgendwelche Fragen hierzu?«

»Wie steht es mit Ausweichadressen für unsere Männer, wenn sie an Land gehen müssen?« erkundigte sich Nichols interessiert. Die Chariot-Piloten sollten an Land schwimmen und dort versuchen, bei Widerstandskämpfern unterzukommen.«

»Die Adressen bekommen Sie kurz vor dem Einsatz, Mr. Nichols. Die Männer werden später zu einem noch zu vereinbarenden Zeitpunkt wieder abgeholt. Wir müssen bei diesem Unternehmen alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, und es wird alles unternommen, daß unser Gegner nicht schon vorher aufmerksam wird. – Das wäre dann von mir aus alles. Ich danke Ihnen, meine Herren! Mr. Nichols und Mr. Crabb, Sie bleiben bitte noch, ich habe noch einige Details mit Ihnen zu besprechen!«

Vier Stunden später. Vor der Baracke der Flugleitung verabschiedete sich Crabb von Nichols, der ihn mit dem Wagen zu einem Militärflugplatz wenige Meilen westlich von London gebracht hatte.

»Bestellen Sie Oberbootsmann Ellings, daß ich ihn in Gibraltar erwarte. Ich konnte leider nicht mit ihm zusammen zurückfliegen, Sie haben ja gehört, was Sir Roger sagte: ›Schnellstens zurück zu Ihrem alten Stützpunkt, ›Mobby‹ Ellings soll nachkommen.«

»Er wird zusammen mit uns kommen, Mr. Crabb«, erwiderte Nichols mit einem schwachen Lächeln. »Ich muß mich jetzt beeilen, in einer Stunde fährt mein Zug. Na, die Männer werden Augen machen, wenn ich früher zurückkomme, als vorgesehen war. Also, nochmals alles Gute, Mr. Crabb. Bis

demnächst!«

»Danke, Mr. Nichols! Ich werde inzwischen ein paar Flaschen echten schottischen Whisky bereitstellen, damit wir unser Wiedersehen begießen können. Dann sind Sie aber mein Gast!«

»Einverstanden und guten Flug!« Ein kurzer, knapper Händedruck, dann nahm Commander Nichols wieder in dem Wagen Platz.

Crabb stand noch lange da und sah dem Wagen nach, bis er die Sperre am Tor passiert hatte. Dann wandte er sich ab, nahm seine Aktentasche und ging hinüber zu der Baracke, in der die Flugleitung untergebracht war...

\*

»Damned, überall feiert man jetzt Weihnachten, und wir sitzen hier und müssen uns das Palaver anhören!« Les Silvester, ein rothaariger Hüne, der wohl der berüchtigste Raufbold, aber auch der am meisten dekorierte Matrose der Royal Navy war, blickte wütend hinüber zu dem hageren, drahtig wirkenden Commander, der neben Commander Nichols stand und anhand einer Karte Erklärungen zu dem bevorstehenden Unternehmen gab.

Commander Neals war heute morgen in Gibraltar eingetroffen, wo seit drei Tagen die sechs Mannschaften der Chariots und das technische Personal, das hier die lenkbaren Torpedos noch einmal überholt hatte, schon ungeduldig warteten. Es war bitter für sie gewesen, Weihnachten nicht zu Hause bei ihren Angehörigen verbringen zu können, aber noch

bitterer war es, daß sie das Gelände des alten Forts nicht einmal verlassen durften.

Von hier aus konnten sie den Hafen und die Stadt sehen, und wenn sie im Turm des Forts standen, konnten sie mit bloßem Auge die Hafenstadt Algeciras und drüben die sagenumwobene

Stadt Tanger erkennen. Doch alles nur aus der Ferne; es gab keine Chance, mit einem der Motorschiffe nach Tanger zu fahren.

»Sei ruhig«, raunte der neben Silvester sitzende Matrosenfreie Jim Newlings, als er bemerkte, wie sich Oberleutnant Collins umdrehte und Silvester einen scharfen Blick zuwarf. »Collins ist schon sauer auf dich...«

»Der kann mich mal...« knurrte Silvester und grinste breit, als er den wütend-vorwurfsvollen Blick von Oberleutnant Collins bemerkte. Beide konnten sich eben nicht riechen. Collins war ein strammer Soldat und wußte immer die Distanz zu den Mannschaften zu wahren, ohne dabei arrogant zu wirken. Doch ihm paßte das unbeherrschte Temperament des irischen »Raufboldes« nicht.

Sie gingen sich beide aus dem Wege, so gut es sich machen ließ. Doch bei dem kleinen Raum, der ihnen hier zur Verfügung stand, war das auf die Dauer nicht möglich. Collins hatte sich vorgenommen, bevor es zum Einsatz kam, diesen Burschen noch einmal anständig zurechtzustechen. Er wandte sich ab und hörte wieder dem vortragenden Abwehroffizier zu, der die Angriffsziele im Hafen von Palermo und die Sperren, die bis dahin zu passieren waren, eingehend erklärte:

»Zur Zeit des geplanten Unternehmens werden außer etlichen deutschen und italienischen Frachtern noch zusätzlich Kriegsschiffe vor dem Hafen kreuzen. Denn Palermo ist zur Zeit, außer Messina und Neapel, der wichtigste Nachschubhafen Italiens. Auf der Werft liegt ein noch im Ausbau befindlicher Leichter Kreuzer. An ihm wird noch gearbeitet, und er liegt äußerst günstig für uns.«

Commander Neals machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: »Die geographische Lage des Hafens von Palermo hat für uns den Vorteil, daß die Italiener nicht in der Lage sind, den Hafen und die Zufahrt völlig mit Minensperren zu belegen. Lediglich vor der Einfahrt zum großen Werftbecken ist ein

Torpedofangnetz angebracht, das zu beseitigen für die Mannschaften der Chariots, die den Kreuzer angreifen, nicht allzu schwierig sein dürfte.

Außer diesem Leichten Kreuzer liegt an der Nordmole der Werft noch ein in Reparatur befindliches Motorschiff von 8.000 Tonnen. Diese beiden Ziele können von zwei Mannschaften angegriffen werden, die auch zusammen das Netz durchschneiden können. Wie es zum Zeitpunkt des Angriffs im Hafen selbst aussieht, können wir jetzt nicht genau sagen, aber sicher werden genügend Zielobjekte vorhanden sein, an denen man die Torpedoköpfe anbringen kann.«

Neals wandte sich an Commander Nichols: »Ich denke, es bleibt Ihnen überlassen, auf welche Objekte Sie die einzelnen Crews ansetzen. Die Lage selbst entscheidet darüber. Lediglich die Werftmannschaft muß als erste ihre Ziele anfahren, denn sie hat noch Arbeit am Netz und wohl auch den gefährlichsten und längsten Weg.«

»Sicher, Sir. So war es ja auch vorgesehen. Was uns aber jetzt am meisten interessiert, Sir, sind die Möglichkeiten für die Männer, sich an Land zu verstecken. Denn die beiden U-Boote, die uns absetzen, werden sicher nicht in der Lage sein, auf uns zu warten, um uns wieder aufzunehmen?«

»Das wäre in dieser Situation auch zu gefährlich, denn wie wir wissen, haben die Italiener und Deutschen eine stattliche Anzahl von Sicherungskräften in und um Palermo versammelt. Die Adressen, wo Sie Unterschlupf finden, werden Ihnen in einem versiegelten Umschlag an Bord Ihres Mutterschiffes gegeben. Eine Kopie davon erhält Kapitänleutnant Mansdric, der die zweite Gruppe zum Einsatz führen wird. Sie werden die Gruppe übernehmen, die die Werft angreift.«

»Yes, Sir! Mit mir zusammen fahren die Mannschaften Ferlings-Silvester und Hawkins-Watcher. Die beiden werden die Ziele in der Werftanlage anschwimmen. Als Reserve bleiben Rotherfords-Hopper an Bord zurück. Sie werden

eingesetzt, wenn einer der Männer oder eine Crew ausfällt.«

»Gut«, stellte Neals zufrieden fest, um dann fortzufahren: »Der Luftangriff auf Palermo erfolgt eine Stunde vor dem Angriff Ihrer Crews, Mr. Nichols. Die Männer werden also nicht, wie befürchtet, zwischen die eigenen Bomben geraten.«

»Werden dann unsere Gegner nicht noch schärfer aufpassen als vorher?« warf da völlig unerwartet Les Silvester seine Frage in den Raum.

Die Köpfe der Anwesenden ruckten herum und in manchen Gesichtern, vor allem in denen der Offiziere, zeigte sich Erstaunen und Empörung. Wie konnte es ein Matrose wagen, eine Frage zu stellen, wenn er dazu nicht aufgefordert wurde?

Commander Neals warf Nichols einen teils erstaunten, teils mißbilligenden Blick zu. Sicher war ihm das in seiner Laufbahn noch nie vorgekommen, daß er durch einen Zuruf aus der versammelten Mannschaft unterbrochen wurde. Aber Nichols hatte sich in der Gewalt, als er das versteckte Grinsen von Crabb sah, der in der ersten Reihe saß und interessiert auf Nichols' Reaktion wartete.

»Ihr Einwand ist sicher nicht unbegründet, Matrosengefreiter Silvester, aber im Moment nicht angebracht. Ihre Bedenken können Sie bei der Fragestellung am Schluß des Vortrages anbringen.«

»Sorry, Sir, aber es geht schließlich um unsere Haut«, gab Silvester zur Antwort und stand auf. In seinem breitflächigen, knochigen Gesicht mahlten die Wangenmuskeln.

»Ich wollte nur sagen ...«

»Sparen Sie sich Ihre Worte«, unterbrach ihn Commander Neals scharf. In seinen Augen blitzte es wütend. »Wenn Sie Angst haben sollten, sagen Sie es rechtzeitig, dann können Sie aussteigen. Jedenfalls verbitte ich mir solch undisziplinierte Einwürfe!«

Noch bevor Silvester etwas erwidern konnte, warf Nichols, der das Temperament des Iren kannte, rasch ein:

»Nehmen Sie wieder Platz, Silvester. Sie können sich am Ende der Besprechung zu Wort melden, wenn zu Stellungnahmen und Fragen gebeten wird!«

»Zu Befehl, Sir!« quetschte Silvester mühsam hervor und setzte sich. Er sah noch den vorwurfsvollen Blick von Lieutenant Ferlings, seinem Piloten, mit dem er sich ausnehmend gut verstand. Der strebsame Offizier befürchtete wohl, durch das disziplinlose Verhalten seines Kopiloten von diesem Unternehmen ausgeschlossen zu werden. Immerhin waren sie beide ja ein gut eingespieltes Team; und nun, wenige Tage vor dem Unternehmen, dieses Palaver.

»Halt doch die Schnauze, Les«, zischte Oberbootsmann Herforth, der eine Reihe vor ihm saß. »Du machst dir doch nur noch mehr Ärger! Denk an deinen Piloten!«

»Rutscht mir doch den Buckel runter«, knurrte Silvester. »Ihr blöden Arschkriecher traut euch doch nicht, das Maul aufzumachen.«

Silvester schwieg, obwohl der Zorn über soviel Borniertheit in ihm fraß. Warum kam denn keiner von diesen Burschen auf die Idee, daß es im Grunde um ihr eigenes Fell ging? Warum wollte keiner von ihnen einsehen, daß am Ende nur sie allein die Dummen waren? Man schwang große Töne, wie sie angreifen sollten, aber wie sie überleben konnten – davon sprach niemand. Da gab es nur siegen – oder sterben! Am Ende bekam man eine hohe Auszeichnung, nur hatte ein Toter nichts mehr davon.

\*

»Und wo sollen wir die Männer des Navy-Unternehmens ›Principle‹ in Empfang nehmen?« erkundigte sich Major Kellmoe, ein unersetzter, 40jähriger Mann mit kurzem, eisgrauem Haar.

Die Blicke seiner graugrünen Augen glitten über die hier

versammelten Männer von RAF und SAF im Stützpunkt Casablanca. Major Kellmoe war der Einsatzgruppenleiter der SAF-Agenten, die in der Nacht vom 2. zum 3. Januar 43 im Zusammenhang mit einem Luftwaffenangriff im Großraum Palermo abspringen sollten.

»Sie werden mit neun Männern der SAS im Raum Palermo – Monreale – Bergina abgesetzt. Hier werden die Männer der ›Operation Principle‹ zu Ihnen stoßen, und Sie werden sich zusammen mit ihnen zu den einzelnen Auffangadressen absetzen. Von den Führern der italienischen Widerstandsgruppen wird es dann abhängen, wie die Leute der ›Operation Principle‹ wieder zu ihren eigenen Einheiten zurückgeführt werden.« Die Stimme von General Tonders von der RAF klang ruhig und sachlich wie immer.

»Das heißt also, wenn ich den Einsatzplan richtig deute, wir müssen mindestens zwei Stunden warten, ehe wir uns absetzen können?« erkundigte sich Major Kellmoe kritisch. »Wer zehn Minuten später antanzt, ist womöglich sich selbst überlassen?« Er sah, daß er General Tonders mit seinen Worten arg in Verlegenheit brachte.

»Genau, Major Kellmoe!« beschied ihn der General. »Das ist ihr eindeutiger Befehl! Nach zwei Stunden setzen Sie sich mit ihren Männern zu den angegebenen Zielen ab. Ihre Aufgabe ist am dringlichsten. Die Männer der ›Operation Principle‹ haben ihre Ausweichadressen, von denen aus sie an ungefährdete Orte gebracht werden.« Der General machte eine kurze Pause. »Ich weiß, es paßt manchem von euch nicht, daß wir solche Maßnahmen ergreifen mußten, aber der Krieg ist kein Kinderspiel. Ihr werdet also alles Menschenmögliche versuchen, um die Kameraden der Navy zu unterstützen.«

Bevor sich noch einer zu Wort melden konnte, verließ General Tonders den Raum. Er wußte, daß weitere Debatten sinnlos waren.

\*

Freitag, 2. Januar 1943, 0,22 Uhr MEZ, an Bord von U 58 der Royal Navy. Position: 4 Seemeilen nordwestlich von Palermo; Seegang 3 bis 4, leichter Wind aus West bis Südwest, leicht bedeckter Himmel.

Rauschend und gurgelnd teilte sich das dunkle, bewegte Wasser, als der Turm eines U-Bootes auftauchte. Kaum war er frei, wurde das Luk aufgestoßen, und als erster kam Lieutenant-Commander (Kapitänleutnant) Crawford in den Turm, dichtauf gefolgt von seinem I. WO (I. Wachoffizier). Sofort hielten sie mit ihren Nachtgläsern Ausschau nach feindlichen Schiffen. Wenig später wurde auch der schlanke Bootskörper mit den zwei aufmontierten, langgestreckten Zylindern sichtbar.

»Chariotmannschaften und Hilfspersonal an Deck!« Leise und knapp kamen die Befehle des Kommandanten. Die Männer vom Kommando Nichols enterten die Leiter im Turm herauf, zwängten sich schnell am Kommandanten und seinem WO vorbei und rutschten über die Außenleiter des Turms an Deck. Hand über Hand an den gespannten Hilfsseilen entlang tasteten sie sich zu den beiden Zylindern am Heck.

Als letzter kam Commander Nichols auf die Brücke. Er beobachtete gespannt die Arbeit seiner Männer, die sich zusammen mit vier Seeleuten des U-Boots-Personals bemühten, die Schraubdeckel der Zylinder, in denen die Chariots untergebracht waren, zu öffnen.

Währenddessen hielten der Kommandant, sein I. WO und der Obersteuermann aufmerksam Ausschau nach feindlichen Wachbooten.

»Wie weit sind sie?« erkundigte sich der Kommandant ungeduldig, ohne sich nach den Männern im Heck umzudrehen.

»Sie haben die Luken auf und machen die Chariots frei«,

erwiderte Commander Nichols, der seine Männer aufmerksam beobachtete. »Eines ist frei... mit dem anderen haben sie noch einige Schwierigkeiten.«

Leise vor sich hinfluchend, zerrte der Matrosengefreite Silvester an dem Kopf des Chariots, zusammen mit seinem Piloten, Lieutenant Ferlings. »Komm schon raus, du verdammter Bastard! Nun mach schon hin, wir können nicht noch 'ne Sonderschicht einlegen!«

»Nur die Ruhe, Silvester«, besänftigte ihn Ferlings und bat einen Maaten (Unteroffizier) der Bootsmannschaft, auf der anderen Seite mit anzupacken. Er selbst zog am Befestigungsring an der Spitze, und schon kam das leicht verkantete Chariot frei.

»In den Sitz, Silvester!«

»Aye, aye, Sir!«

Silvester stieß das Chariot mit einem kräftigen Ruck zur Seite und schwang sich hinter seinem Piloten in den Sitz. Wie schon zigmals geübt, steckte er das Mundstück des Atemschlauchs in den Mund. Das Gerät wurde erst eingeschaltet, wenn sie auf Unterwasserfahrt gingen; bis dahin atmeten sie normal. Erst im letzten Moment hieß es auf Handzeichen: »Nasenklammer auf, Gerät an!«

Das Chariot kam gut frei. Links von ihnen schwamm schon Chariot I mit Lieutenant Felton und dem Matrosengefreiten Newlings vom U-Boot weg. Silvester spürte, wie das Chariot unter ihm leicht vibrierte; der E-Motor lief. Lieutenant Ferlings steuerte vom Bootskörper weg, blickte noch einmal hinüber und hob kurz die Hand. Auf der Backbordseite, etliche Meter vom U-Boot entfernt, sah er das andere Chariot. Jetzt steuerten sie, noch in Überwasserfahrt, ihr Ziel, die Werft, an.

»Sie sind frei... sie schwimmen!« meldete Commander Nichols und blickte mit einem erleichterten Aufatmen den beiden Chariots nach, von denen nur noch die Schutzschilder vor den Oberkörpern der Besatzung und deren Köpfen

auszumachen waren.

»Gesehen, Commander! Wir warten, bis sie weit genug weg sind. Kommandant an LI (Leitender Ingenieur): Vorfluten!«

Auf der Brücke verfolgten alle die mehr und mehr entzweigenden Chariots, dann gab der Kommandant den Befehl: »Auf Tauchstationen! Neuer Kurs ... Auf 20 Meter gehen!«

Schnell verließen die Männer die Brücke; der Kommandant verriegelte als letzter das Turmluk, während U 58 kopflastig in der See verschwand.

Als sich Les Silvester noch einmal umschauten, sah er, wie der Turm des U-Bootes in den Wellen versank. Von nun an waren sie auf sich selbst angewiesen. Nun gab es keinen Schutz und keine Rettung mehr, sie waren allein auf See.

Vor ihnen lag die brennende Stadt. Vor einer Stunde hatte, wie vereinbart, die RAF einen ihrer üblichen Bombenangriffe auf Palermo geflogen und dabei außer einigen Hafenanlagen noch Häuser in der Innenstadt in Brand gesetzt. Noch immer huschten Scheinwerfer über den wolkenverhangenen Nachthimmel, doch es war keines der Flugzeuge mehr zu sehen. Silvester fiel ein, daß bei diesem Angriff auch die Männer in der Nähe von Palermo abgesprungen waren, die sie später in Sicherheit bringen sollten, wenn alles vorbei war. Aber bis dahin hatte es noch Zeit. Sie mußten erst einmal in die Werft eindringen und ihre Überraschungen vorbereiten.

\*

Bei U 247 war es nicht so glatt abgegangen. Zwar klappte das Auftauchen, etwa 2 Seemeilen vor dem Hafen ausgezeichnet. Auch die Chariotmannschaften kamen zusammen mit den Hilfskräften gut über das Bootsdeck bis zu den Behältern, doch hier begann der Ärger.

Die Mannschaft von Chariot I, Kapitänleutnant Mansdric

und Obersteuermann Tamlin, bekam nur mit Mühe und tatkräftiger Unterstützung der beiden Helfer das verriegelte Luk frei – und dann klemmte das Chariot.

Bei Chariot II mit Oberleutnant Hawkins und Steuermann Watcher ging es etwas schneller und glatter, dafür stürzte ein Mann der Hilfsmannschaft über Deck, als das Chariot nach einem kräftigen Ruck aus dem Zylinder schoß und den Mann umwarf. Watcher sprang ihm nach und holte ihn wieder an Bord. Als erste waren Oberleutnant Collins und Oberbootsmann Herforth frei. Als zweites legte Chariot II ab, und wütend sah Mansdric den beiden Chariots nach, die schon mit eigener Kraft vom Boot wegschwammen.

»Mist, verfluchter«, keuchte Mansdric und zerrte wütend am Torpedokopf.

»Langsam, Sir, ein Teil der Ruderanlage ist verklemmt, ich bin gleich so weit!« rief Tamlin und bemühte sich schweißtriefend, das Chariot freizubekommen.

»Zum Teufel, was ist denn da unten los?« schallte es von der Brücke herab. Die Männer an Deck hatten den Eindruck, daß die Stimme bis nach Palermo zu hören war.

»Wir sind schon soweit, Sir!« rief Tamlin zurück und richtete sich auf. »Los, ziehen wir, jetzt muß das Scheißding freikommen!«

Sie zogen und ruckten, und schon schwamm das Chariot frei aus dem Behälter. Mansdric atmete erleichtert auf und dirigierte das Gerät weiter nach Backbord. Nach einem letzten Blick zum Turm schwang er sich in den Sitz. Hölle, es war Zeit, daß sie den anderen folgten, sonst hatten die ihre Eier schon gelegt, während sie noch auf dem Anmarsch waren.

»Los, in den Sitz, Tamlin! Fertig?«

»Ready, Sir!« Tamlin saß im Sitz und schob sich die Schutzbrille vor die Augen.

»Okay, dann ab!« Mansdric zog sich die Brille über die Augen und drückte den Starter. Noch einmal den Starter –

nichts! Und noch einmal. Da, endlich: Der Antriebsmotor sprang an, das Chariot bewegte sich.

Kapitänleutnant Mansdric spürte, wie ihm das Herz bis zum Hals klopfte. Das war verdammt knapp! Der Maat, der ihnen half, drückte das Chariot mit einem kräftigen Stoß vom Boot weg und zog sich dann Hand über Hand an der Sicherungsleine über Deck zum Turm hin. Das Chariot verschwand in der Nacht. Der Maat war kaum im Turm, als der Steuermann, der auf Ausguck stand, die zwei langgestreckten Schatten sah.

»Alarmtauchen! Von Steuerbord zwei Wachschiffe!« rief er dem Kommandanten zu, als er die Leiter hinunterglitt. Oberleutnant Elmer gab, noch ehe er richtig in der Zentrale war, seine Kommandos:

»Auf 40 Meter gehen! Ruder hart Backbord! Maschinen äußerste Kraft voraus! Peilraum: Was liegt an?«

»Entfernung: 600, zweite Peilung: 800, weiter Steuerbord abliegend, kommen wieder näher!«

»Zwanzig gehen durch! ... fünfundzwanzig!« Die Stimme des Mannes am Tiefenruder übertönte den Lärm im Boot. Stark kopflastig schoß U 247 in die Tiefe, dabei dem Ruderdruck gehorchend, um den rasch näher kommenden Feindschiffen auszuweichen.

Für Sekunden schweiften die Gedanken des Kommandanten ab zu den drei Chariotmannschaften. Sie waren jetzt in höchster Gefahr, doch um ihn und sein Boot sah es auch nicht gerade rosig aus. Wenn die Deutschen aufpassen, gelang es ihnen, U 247 auf Grund zu schicken.

»Vierzig Meter liegen an! Boot ausgetrimmt!« kam die Meldung des LI. Oberleutnant Elmer gab sofort seine weiteren Kommandos:

»Danke, LI, auf sechzig gehen! Ruhe im Boot, wir gehen auf Schleichfahrt! Frage Horchraum: Wie weit sind sie?«

»Zweihundert und zweihundertfünfzig, Sir! Laufen weiterhin auf!«

»Danke! Drei Strich Steuerbord! Äußerste Ruhe im Boot.«

Gespannt wartete jetzt alles. Nur noch das leise Summen der E-Motoren war zu vernehmen. Aus dem Lautsprecher im Horchraum war jetzt das immer lauter werdende Flattern von Schiffsschrauben zu vernehmen. Und mit jedem Meter, den diese Schiffe näher kamen, fuhr der Tod auf sie zu.

Kapitänleutnant Mansdric riß den Kopf herum, als er den kräftigen Schlag auf der rechten Schulter spürte. In die Richtung der ausgestreckten Hand blickend, erschrak er. Da rasten zwei langgestreckte Schatten heran. Und weiter hinten konnte er einige kleinere erkennen: Feindboote!

Mansdric handelte sofort. Nasenklammer auf, Atemgerät an, Kammern fluten. Während die Schraubengeräusche rasch näher kamen und die Silhouetten der Schiffe größer und größer wurden, schlug schon das Wasser über ihnen zusammen.

Er drehte mehr auf Steuerbord – die Schiffe mußten fast über sie hinwegfahren – oder es gelang, noch rechtzeitig daran vorbeizukommen. Mansdric warf einen Blick auf die Leuchtzifferblätter vor sich. 12 Meter liefen durch, und noch immer ging das Chariot weiter auf Tiefe. Über sich hörte er jetzt das Mahlen schwerer Schiffsschrauben, dazwischen die schnelleren, schnatternden von leichteren Booten. Hölle, das war ja eine ganze Meute! Wo kamen die denn so schnell her?

Plötzlich gab es einen schmetternden Schlag, noch zwei weitere folgten kurz hintereinander. Mansdric hatte das Gefühl, seine Knochen würden ihm im Leib zusammengequetscht; er hätte aufschreien können vor Schmerz. Das Chariot wurde herumgewirbelt, schoß dann jäh in die Tiefe, und Mansdric spürte, wie ihm die Sinne zu schwinden drohten. Halb im Unterbewußtsein, schon an der Schwelle zu einer tiefen Ohnmacht, sah er verschwommen den Zeiger des Tiefenmessers, der wie ein beschwörender Geisterfinger aus der Dunkelheit leuchtete: 25 Meter! So tief waren sie einmal

auf Übungsfahrt gewesen, aber nicht in solch einer Hölle von krachenden Wasserbomben (Wabos) ringsum.

Hinter ihm kämpfte Obersteuermann Tamlin einen verzweifelten Kampf um einen festen Halt auf dem hin und her tanzenden Chariot. War das ein fahrbarer Torpedo, oder war das ein wild bockendes Pferd? Tamlin wußte bald nicht mehr, was oben und unten war und klammerte sich verzweifelt am Schutzschild fest. Wieder und immer wieder wurde sein ohnehin schon geschundener Körper zusammengepreßt, und einmal schlug er so heftig mit dem Brustkorb gegen die Kante des Schutzschildes, daß er seine letzte Stunde gekommen glaubte.

Mansdric bemühte sich verzweifelt, das Chariot in eine normale Lage zu bringen und wieder auf eine zumutbare Tiefe. Wenn sie noch tiefer gingen, würden sie mit in den Tod gerissen, oder sie mußten aussteigen. Nur verschwommen und mühsam gegen eine Ohnmacht ankämpfend sah er, daß der Tiefenanzeiger bei 28 Metern stehenblieb. Das Chariot lief geradeaus.

Der Offizier war sich darüber klar, daß er durch die Wabo-Angriffe aus dem Generalkurs gekommen war. Doch vorerst galt es, weit genug wegzukommen. Wie es sich anhörte, fuhren die Gegner einen Angriff auf das U-Boot. Doch das war nur eine Vermutung. Die nächsten Minuten würden zeigen, ob man Jagd auf die Chariots oder auf die U-Boote machte. Als sich Kapitänleutnant Mansdric umsah, merkte er, daß er seinen Kopiloten verloren hatte. Der Platz von Tamlin war leer. Er mußte bei der wilden Karusselfahrt vom Sitz gefallen sein. In dieser Hölle würde er ihn sicher auch nicht mehr wiederfinden

...

Oberleutnant Hawkins wurde mit seinem Chariot ebenfalls herumgewirbelt. Es torkelte wie ein Betrunkener hin und her, der E-Motor drehte einmal wie rasend durch, dann fing das Chariot plötzlich zu steigen an. Um Gottes willen, jetzt nur

nicht nach oben gedrückt werden und unter Umständen genau zwischen den Feindbooten auftauchen!

Plötzlich sackte das Chariot wieder wie ein Stein nach unten weg. Tief hinter den Schutzschild gedrückt, versuchte Hawkins den schnellen Fahrstuhlsturz abzufangen. Doch das Ding reagierte nicht mehr auf Ruderdruck, und wie es aussah, arbeiteten auch die Lenzpumpen nicht mehr richtig. Als sich Hawkins umblickte, sah er, daß sein Kopilot mit dem Oberkörper über dem Schutzschild hing. Besinnungslos! Auch das noch! Wenn Watcher den Halt verlor, würde er auf Nimmerwiedersehen verschwinden.

Mit einer Hand versuchte Hawkins seinen Kopiloten davor zu bewahren, aus dem Sitz zu fallen und das Chariot daran zu hindern, ganz abzusacken. Als er nach dem Tiefenmesser sah, stand der Zeiger auf der 22-Meter-Marke. Um sie herum krachte es immer noch. Zum Glück wanderte das Wabo-Feuer weiter nach achtern weg. Hawkins atmete erleichtert auf, als sich Watcher hinter ihm bewegte und mit einem Handzeichen zu verstehen gab, daß er wieder klar war.

Es war auch höchste Zeit, denn Hawkins wäre auf die Dauer nicht fähig gewesen, das bockende Chariot und den bewußtlosen Mann hinter sich zu halten. Sie mußten versuchen, den Feindbooten auszuweichen, dann kurz auftauchen, um sich zu orientieren. Sie mußten ihre Ziele im Hafen anschwimmen, denn es gab für sie nur diesen einen Weg, wenn sie nicht sang- und klanglos aufgeben wollten.

Chariot III hatte noch weniger Glück als die anderen beiden. Gleich bei den ersten drei Reihenwürfen wurde es von der Druckwelle unter Wasser gedrückt. Und so sah wohl das Ende für die beiden Unterwasserkämpfer aus: Splitter durchschlugen wahrscheinlich den Tauchtank des Chariots. Eines der Sprengstücke tötete Oberleutnant Collins, der mit dem Chariot in der Tiefe verschwand. Oberbootsmann Herforth wurde aus dem Sitz geschleudert, und die Schrauben des Chariots

mochten seinen Kopf zerschmettert haben.

\*

In der Zentrale von U 247 waren die näher kommenden, schnatternden Geräusche mehrerer Schiffsschrauben deutlich zu hören. Die Gesichter der Männer in der Zentrale sahen wächsern und angespannt aus. Der Kommandant stand am Kartentisch, neben ihm sein I. WO. Nur das leise Summen der E-Motoren und das Näherkommen der Schiffsschrauben war zu vernehmen.

»150 ... 130... Wurf!« Die Stimme des Maaten aus dem Horchschapp klang sonderbar dumpf und verzerrt. Da krachten auch schon die ersten Wasserbomben. Sie waren aber noch zu weit entfernt, um gefährlich werden zu können. Doch die Detonationen und Schraubengeräusche kamen immer näher.

Drei, vier harte, schmetternde Schläge, das Licht flackerte, erlosch, und irgendwo schepperte etwas. Ein Schrei scholl schauerlich durch das Boot.

»Notbeleuchtung an! Damned... wo bleibt die Notbeleuchtung! Äußerste Ruhe im Boot!« Die Stimme des Kommandanten hatte jetzt ihre sprichwörtliche Ruhe verloren. »Ruder hart Steuerbord! LI, auf achtzig gehen! Frage: Wer ist verletzt worden?«

Die Notbeleuchtung flackerte auf, erlosch, um dann erneut anzugehen. Irgendwo hörte man gedämpfte Stimmen und Wasser plätschern.

»Beinbruch und Schädelverletzung bei Maschinenmaat Glansworth!« kam kurz darauf die Meldung. Bevor der Kommandant etwas erwidern konnte, wurde das Boot erneut von einer Reihe Detonationen erschüttert, die knapp über ihnen liegen mußten. Plötzlich sackte U 247 achtern weg, und die Männer in der Zentrale suchten nach einem festen Halt.

Es klirrte irgendwo, und fluchend rutschte der Rudergast am

Tiefenruder weg. Mühsam hielt er sich am Handventil fest.

»Freiwache in den Bug!« befahl der Kommandant. Kurz darauf hörte man die Schritte auf den Bilgeplatten. Obwohl Oberleutnant Elmer wußte, daß die Geräusche oben gehört werden konnten, war jetzt keine Zeit, Rücksicht darauf zu nehmen. Es galt in erster Linie, das Boot wieder in Trimmlage zu bringen, bevor sie eventuell achterlastig ganz wegsackten. Dazwischen krachten wieder Wabos, und Elmer hörte, wie der Steuermannsmaat gerade zählte »siebenundzwanzig ... achtundzwanzig... neunundzwanzig ...«

Erleichtert atmete der Kommandant auf, als sich das Boot wieder in Normallage befand und der LI meldete: »Achtzig liegen an, Boot ausgetrimmt, Sir!«

»Danke! Ruder vier Strich Backbord! Ruhe im Boot!« Oberleutnant Elmer versuchte jetzt alles, um sein Boot aus der Gefahrenzone zu bringen. Als er zwischendurch die Meldung erhielt, daß er Leckschaden im Dieselraum und zudem noch Ruderschaden hatte, wußte er, daß ihn und seine Besatzung nur eine Menge Kriegsglück und Besonnenheit retten konnten.

In 120 Meter Tiefe, mit kleinster Fahrt laufend, wich U 247, so gut es mit dem beschädigten Ruder ging, den beiden U-Jägern und dem Zerstörer aus. Ein Sanitäter versorgte währenddessen den Verwundeten. Er war noch nicht wieder zu sich gekommen, und es würde sicher noch eine Weile dauern, bis er wieder klar bei Besinnung war. Oberleutnant Elmer hoffte nur, daß sie bei diesem Höllenwirbel keinen Leckschaden im Treibstoffbehälter bekommen hatten. Wenn man sie am Tage jagen würde, wäre das das Ende.

\*

Eine einzelne DC 4 flog zur Zeit des Bombenangriffs auf Palermo drei Meilen weiter westlich des großen Bomberpulks. Die Maschine hatte sich zuvor auf See von dem Pulk getrennt

und dröhnte nun in 800 Meter Höhe auf die Küste zu.

Während die Flak auf den Pulk der anfliegenden Bomber das Feuer eröffnete und die ersten Granaten am Nachthimmel, der von Scheinwerferbündeln erhellt war, zerplatzten, suchte sich die DC 4 allein ihren Weg. Denn ihr Auftrag lautete, die neun Mann der SAS im Raum Monreale – Palermo – Bergina abzusetzen. Der Pilot der Maschine, Hauptmann Bellings, wußte nur zu gut, in welche Gefahr er sich da begeben hatte. Sie flogen hier mutterseelenallein außerhalb des Pulks, und wenn ein deutscher Nachtjäger auftauchte, waren sie geliefert.

Unter ihnen kam die Küste in Sicht, gleich war es soweit. Die Männer mußten in Küstennähe abspringen. Flight Lieutenant (Hauptmann) Bellings peilte angestrengt nach unten, dann deutete er mit der Hand kurz nach rechts:

»Dort drüben liegt Cap Gallo. Dort das Stück, das in die See hineinragt, da auf dem Riff steht der alte Leuchtturm von Massetto! Am Tage ein guter Richtungsweiser!«

Sein Kopilot und Navigator, Flying Officer (Oberleutnant) Ruthers, blickte hinüber und sah auf seiner Karte nach:

»Jetzt kann man zwar nichts davon sehen«, knurrte er, »aber es ist trotzdem gleich soweit. Geben Sie das Zeichen zum Fertigmachen!«

Der Pilot nickte schweigend, während er auf einen Knopf am Armaturenbrett drückte. Er sah dabei nach Osten, wo der Himmel von vielen Scheinwerfern, platzenden Granaten und Leuchtspurgeschossen nur so flimmerte. Über Palermo war wieder einmal die Hölle los. Weit drüben sah er eine brennende Maschine mit einem langen Feuerschweif ins Meer stürzen.

Hinten im Laderaum, wo links und rechts von der Einstiegsluke die neun Männer der SAS saßen, flackerte ein grünes Licht auf. Der baumlange Staff Sergeant (Feldwebel), der bisher schweigend neben der Tür an die Wand gelehnt stand und unentwegt seinen Kaugummi bearbeitete, wurde plötzlich lebendig:

»Fertigmachen zum Sprung! In zwei Minuten springt ihr!« rörte er mit einer tiefen Stimme.

Er entriegelte die Luke und zog sie auf. Kalter Wind blies herein, und die Männer in ihren dunklen Overalls fröstelten. Sie standen auf und stellten sich hintereinander.

Major Kellmoe befand sich als erster direkt neben dem Staff Sergeant und wartete auf das Zeichen zum Sprung. Kellmoe wußte, daß sie nur hier an dem schmalen Küstenstreifen sicher landen konnten. Wenige Kilometer weiter südlich war das Gelände zu hügelig und zerklüftet; eine Landung war da mehr als schwierig.

Außerdem mußten sie noch mit drei Männern auf die Kameraden der Navy warten. Ihr Treffpunkt war eine Marienstatue am Feldweg, etwa 500 Meter von der schmalen Küstenstraße entfernt. Rund 200 Meter davor lag ein kleines Pinienwäldchen, dort würden sie die italienischen Verbindungsleute nach ihrem Absprung treffen. Unten wartete man bereits auf sie. Erst nach dem Erkennungszeichen von der Erde her würde der Pilot das Zeichen zum Sprung geben. Nun konnte man nur noch hoffen, daß alle heil und in unmittelbarer Nähe ihres Zielgebietes landen würden.

Dann war es soweit! »Sprung!« brüllte der Staff Sergeant Kellmoe ins Ohr, und der Major sprang mit weit vorgestreckten Armen in die Nacht. Der harte Ruck, als sich über ihm der dunkle Fallschirm mit einem Knall öffnete, schüttelte ihn durch, und er spürte, wie die Gurte in seine Oberschenkel schnitten. Als er nach oben schaute, sah er die Fallschirme seiner Kameraden. Hinter ihm mußte Captain Snyder sein; der Mann mit den meisten Absprüngen und den gefährlichsten Einsätzen. Dann folgten planmäßig: Lieutenant Mitchum, Lieutenant Collman, Staff Sergeant Pedretta und die Sergeants (etwa: Unterfeldwebel) Marella, Carlson, Hadley und Barrings.

Kellmoe, Collman und Pedretta sollten zurückbleiben, um auf die Kameraden der Navy (Marine) zu warten. Die anderen

sechs würden von Verbindungsleuten nach Carini gebracht und von dort aus weiter ins Landesinnere geschleust werden.

Die Erde kam rasch näher, und Kellmoe konzentrierte sich jetzt auf die Landung. Undeutlich erkannte er das Pinienwäldchen und davor dichtes Buschwerk. Wenn er seine Fallrichtung beibehielt, fiel er genau in das Buschwerk. Kellmoe hatte damit schon einige trübe Erfahrungen gemacht. So versuchte er, durch Pendelbewegungen und Ziehen an den Leinen, dem Schirm eine andere Richtung zu geben.

Befriedigt stellte er fest, daß er über das Buschwerk hinwegkam und nicht weit von dem Pinienwald aufkommen würde. Er zog die Beine leicht an, schloß sie, und dann kam auch schon der harte Aufprall. Er rollte sich schnell nach hinten ab, bekam den Fallschirm unter sich und klinkte das Geschirr sofort aus. Etwa 20 Meter weiter rechts landete Snyder, der sofort seinen Schirm zusammenrollte. Kurz darauf tauchte Snyder neben Kellmoe auf und meldete knapp:

»Alle glatt gelandet. Sie nehmen nur noch ihre Fallschirme auf. Wohin damit?«

»Wartet ab, da drüben kommen schon unsere Freunde!« Kellmoe deutete mit dem Kopf zu dem etwas erhöht liegenden Pinienwäldchen, wo drei Männer auftauchten, die schnell herangelaufen kamen, Kellmoe zog seinen Revolver. Mit einem Seitenblick sah er, daß Snyder dasselbe tat. Sicher ist sicher, man konnte nie wissen, was los war. Immerhin waren sie mitten im Feindgebiet.

Es waren abenteuerlich gekleidete Figuren, die jetzt vor ihnen auftauchten. Kellmoe erkannte in dem einen Giuseppe, einen alten Bekannten. Er rief schon von weitem: »Libra Sicilia! Don Angelo läßt grüßen!«

»Okay, Giuseppe, komm ruhig näher!« gab Kellmoe zurück und steckte seinen Revolver wieder in die Halfter zurück.

»Keine Sorge, Major, wir sind die, die euch erwarten. Ihr seid an der richtigen Adresse!« gab Giuseppe Mantelli mit

einem breiten Grinsen zurück. Sein kräftiges, raubtierhaftes Gebiß leuchtete, und er streckte dem Major seine breite Hand hin. Die Begrüßung war kurz, aber herzlich. Die anderen wurden mit einem kurzen Kopfnicken bedacht. Für lange Begrüßungen blieb hier nicht viel Zeit.

»Wir haben euch schon eine halbe Stunde früher erwartet, als die ersten Bomber anflogen«, stellte Giuseppe fest. Er sah kurz hinauf zu den abfliegenden Maschinen. »Es ging nicht früher, Giuseppe«, gab Kellmoe zurück. »Wir haben den Pulk schon über See verlassen. Wo sollen wir unsere Fallschirme vergraben? Hier, oder ...?«

»Nehmt sie mit. Unterwegs kommen wir an einer alten Kiesgrube vorbei, dort kann man die Sachen gut verstecken. Vergiß nicht, aus der Seide kann man viele schöne Dinge machen«, sagte der Italiener.

»Okay. Nun hör genau zu! Du oder einer deiner Leute, bleiben hier bei mir und diesen zwei Kameraden von mir. Die anderen sechs bringt ihr weg nach Carini, oder dahin, wo sie bis morgen abend in Sicherheit sind. Ich denke, man hat euch darüber informiert?«

»Si, wir sind informiert«, nickte der Zivilist. »Drei von euch sollen hier auf Leute von der Marine warten, stimmt's?«

»Stimmt. Ich werde also mit zwei Männern hierbleiben, dazu einen von euch, der uns dann zu den anderen bringt, wenn wir die Kameraden von der Marine aufgelesen haben. Treffpunkt ist eine Marienstatue an einer Feldweggabelung. Kennst du die Stelle?«

»Sicher, Major«, nickte Giuseppe. »Wir müssen dann ein Stück zurück, bis wir auf den Feldweg stoßen; er ist nicht weit vom Wasser entfernt. Bene, dann bleibe ich bei euch, und die anderen können abrücken!« Er wandte sich seinen beiden schweigsamen Begleitern zu und befahl: »Sergio, du bringst mit Mario die anderen nach Carini zu Vandetto. Bei ihm wartet ihr auf uns, capito?«

Der schlanke, drahtig wirkende junge Mann mit dem hageren Gesicht und den fanatischen Augen nickte. »Gut, Guiseppe. Wir warten auf euch!« Dann zu den anderen: »Avanti (vorwärts), es wird Zeit!«

Captain Snyder, der jetzt den Haufen übernahm, nickte Major Kellmoe noch einmal kurz zu und folgte den beiden Sizilianern. Hintereinander verschwanden sie in dem Pinienwäldchen. Kurz darauf vernahmen die vier Zurückgebliebenen das Anspringen eines Motors und konnten hören, wie der kleine Laster über die Küstenstraße davonfuhr.

Giuseppe gab Kellmoe einen kurzen Wink und setzte sich an die Spitze. Gefolgt von Major Kellmoe, Lieutenant Collman und Staff Sergeant Pedretta ging er ein Stück über Ackergelände zurück, um dann auf einen schmalen Feldweg einzubiegen.

Pedretta schaute sich aufmerksam um. Diese Gegend hier war das Geburtsland seiner Eltern. Hier in unmittelbarer Umgebung hatte er noch Verwandte wohnen – nur kannte er keinen von ihnen. Seine Eltern waren kurz nach dem Ersten Weltkrieg nach England zu Verwandten ausgewandert und er, Nicolo Pedretta, war auch dort geboren. Er hatte die Heimat seiner Eltern nie gesehen, obwohl er die Sprache dieses Landes genauso gut sprach wie Englisch. Immerhin redete man bei den Pedrettas im Familienkreis nur italienisch mit sizilianischem Dialekt.

Jeder der neun Männer, die hier abgesetzt worden waren, sprach ein reines Italienisch, manche sogar mit Dialekt. Doch es waren nur zwei unter ihnen, die tatsächlich italienische Vorfahren hatten: Pedretta und Sergeant Marella.

20 Minuten später standen sie vor dem vereinbarten Treffpunkt, einem verwitterten Marienstandbild. Kellmoe schaute sich um. Etwa 500 Meter weiter war das Meer; das Rauschen der Brandung war laut zu hören. Die Wellen liefen über einen flachen Strand, und etwa 300 Meter entfernt ragte

ein hohes Felsenriff über das Meer.

»Kommt, wir setzen uns da drüben an den Grabenrand, da haben wir etwas Schutz im Rücken und man sieht uns nicht so schnell von der Straße her!« unterbrach Giuseppe das lastende Schweigen. Er deutete auf den flachen Straßengraben, hart am Feldweg.

»Wenn alles hinhaut, müßten die Kameraden von der Navy diese Stelle gut finden«, meinte Kellmoe, als sie saßen. Unruhig äugte er dabei auf die See hinaus, wo plötzlich ein Höllenkonzert losgegangen war. Scheinwerfer huschten über die See, verharrten hin und wieder einen Moment, um dann wieder die See abzusuchen.

»Und wann können sie hier sein?« erkundigte sich Lieutenant Collman. Er folgte den Blicken des Majors und wußte, worüber dieser sich Sorgen machte. Da draußen auf See war scheinbar nicht alles so gelaufen, wie vorgesehen. Das konnte, wenn es darauf ankam, ihren ganzen Plan durcheinander werfen.

»Ich schätze, in etwa zwei Stunden«, gab Kellmoe zurück.

»Bis dahin haben wir ja schon fast halb vier, und es wird bald Tag. Ist das denn nicht ein bißchen spät?«

»Die Zeit reicht noch, um zu den anderen zu stoßen. Wir müssen uns nur etwas beeilen. Aber wir schaffen es noch.«

»Hoffentlich sind die Mariner auch so gut zu Fuß wie wir, sonst sind wir geliefert«, warf Pedretta ein und beobachtete nun ebenfalls besorgt das Theater auf See.

»Ich nehme an, daß die Navy-Leute wegen ein paar Kilometern Fußmarsch nicht gleich zusammenbrechen werden«, gab Kellmoe gereizt zurück. »Uns wird ein kleiner Spaziergang auch guttun, da können wir unsere klammen Knochen etwas aufwärmen, Pedretta! Giuseppe wird uns ohnehin auf dem kürzesten Weg in unser Versteck bringen.«

»Was denn ...? Wir müssen den Weg zurück auch noch laufen?« erkundigte sich Collman verdutzt. Man hörte seiner

Stimme an, daß er davon nicht gerade hellauf begeistert war.

»Si, Signore«, stellte Giuseppe fest. »Wir haben nur ein Fahrzeug zur Verfügung, und mit diesem Wagen hat man eure Kameraden weggebracht. Wir konnten ja nicht mit einer großen Autokolonne antanzen.«

»Uns bleibt diesmal aber auch nichts erspart«, fluchte Collman unterdrückt. Er war im Zivilberuf Dozent für Chemie an der Universität in Chelsea und hatte vor dem Kriege einige Vorlesungen in Palermo gehalten. Zudem war er sprachlich sehr begabt und im übrigen der Sprengstoffexperte der Gruppe Kellmoe. Von Disziplin und Drill hielt er allerdings nicht viel. So war er, trotz seiner 35 Jahre, immer noch Lieutenant. »Hoffen wir nur, daß die Männer der Marine rechtzeitig hier eintreffen«, meinte er noch, »sonst können wir uns ja gleich freiwillig bei den Deutschen melden. Vielleicht bekommen wir dann Haftvergünstigung.«

»Sie sind und bleiben ein Pessimist, Collman«, gab Kellmoe zurück. »Wir dürfen nur nicht die Ruhe verlieren. Mit einem bißchen Glück wird es schon klappen.«

»Da draußen sieht es offenbar nicht allzu rosig aus«, warf Pedretta ein und deutete mit dem Kopf auf das Meer. »Da muß gewaltig was im Gange sein. Hoffentlich machen sie nicht gerade Jagd auf unsere Leute!«

»Das würde uns noch fehlen«, polterte Collman. »Wir sitzen hier und warten, und die Burschen von der Marine sind am Ende gar nicht in der Lage, ihren Termin einzuhalten.«

»Malen Sie nicht gleich den Teufel an die Wand, Collman! Wir müssen eben abwarten, mehr können wir nicht tun. Um drei Uhr dreißig machen wir uns auf den Weg. Länger können wir nicht warten.«

»Ist das nicht ein bißchen zu knapp?« In der Stimme Collmans klang Besorgnis mit.

»Knapp schon, aber nicht zu knapp. Sie wissen, daß die Männer ohne uns hilflos sind. Also warten wir bis zu dem

vereinbarten äußersten Termin.«

»Okay, Sir.« Collman schlug fröstelnd den Kragen seiner Jacke höher, die er über dem dunklen Overall trug. Von See her wehte eine kühle Brise, die auch den Lärm der Wabo-Detonationen herübertrug. Hinter ihnen auf der Straße herrschte im Moment reger Verkehr.

\*

Les Silvester wechselte, genau wie Ferlings vor ihm, die Kalipatrone aus und wartete gespannt auf die ersten Atemzüge. Es klappte. Dies war bisher immer ihre größte Sorge gewesen, das Austauschen der Patronen unter Wasser. Dabei hatte es einige unliebsame Zwischenfälle bei den Übungen gegeben. Zum Teil hatten sie nicht einwandfreie Patronen erwischt. Da konnte man sich beim Einatmen eine schmerzhafte Verätzung der Luftröhre zuziehen. Pannen, die bei Übungsfahrten mehr als einmal passiert waren, hier aber nicht eintreten durften.

Silvester hoffte, daß Lieutenant Ferlings bald auftauchen würde. Sie fuhren zwar in 15 Meter Tiefe, und die Wabo-Detonation blieben weiter hinter ihnen zurück, doch sie mußten trotzdem einmal kurz bis auf Brillenhöhe auftauchen, um sich genauer zu orientieren. Ihr Kurs führte sie zwar noch auf die Küste zu, doch sie hatten ja die Werft als genaues Ziel.

Das größte Hindernis auf dem Weg in das große Werftbecken war das vor der Einfahrt liegende Torpedofangnetz. Sie mußten also nach Möglichkeit die letzten Meter bis vor der Einfahrt aufgetaucht fahren.

Der Ire merkte jetzt, daß Lieutenant Ferlings auftauchte. Meter um Meter, die Nase leicht nach oben, kam das Chariot aus der Tiefe empor. Bald wurde es lichter um sie, bis sie mit den Köpfen aus dem Wasser stießen, wobei Ferlings das Chariot geschickt abfing und kurz stoppte.

An Backbord (links) sah Silvester Schiffe vor der

Hafeneinfahrt liegen und zwei brennende Frachter an einem der Piers. Es war ihnen offenbar nicht gelungen, rechtzeitig vor dem Bombenangriff abzulegen. Hafen und Stadt waren vom rötlichgelben Flammenschein weithin erhellt. Für einen Moment befürchtete Silvester, man würde auch sie bemerken. Lieutenant Ferlings legte für einen Moment das Mundstück des Atemgerätes ab. Es tat gut, die klare, frische Nachluft einzutauen.

Vor ihnen lag die breite Einfahrt zur Werft, und sie konnten schon die beiden Ziele erkennen, die sie anfahren sollten.

»Wo bleiben nur Felton und Newlings?« erkundigte sich Ferlings besorgt und warf einen unruhigen Blick auf seine Uhr. »Sie müßten doch bald hier sein?«

»Sie müßten schon vor uns hier gewesen sein«, gab Silvester zurück und sah sich aufmerksam um. Wenn sie sich etwas nach Backbord hielten, müßten sie genau auf das Torpedonetz zulaufen.

»Hoffentlich ist ihnen nichts passiert. Sehen Sie, Silvester, da drüben an der langgestreckten Pier liegt unser Ziel!«

»Schon gesehen, Sir, es liegt aber nicht an, sondern, wenn Sie genauer hinsehen, vor der Pier!« gab Silvester zurück. Als er sich erneut umsah und die von hin- und herhuschenden Scheinwerfern erhelle See beobachtete, erkannte er keine 20 Meter hinter sich zwei dunkle Köpfe: »Da sind sie, Felton und Newlings, genau hinter uns – sie kommen heran«, meldete er seinem Piloten. »Tatsächlich! Es war aber auch höchste Zeit!«

Kurz darauf lagen die beiden Chariots dicht nebeneinander. Die Männer begrüßten sich mit einem matten Grinsen.

»Steuerbords liegt der leichte Kreuzer, an Backbord dort drüben bei dem großen Schwimmkran, das Motorschiff. Ihr nehmt das Motorschiff, und wir, wie vereinbart, den Leichten Kreuzer, okay?« Ferlings blickte die beiden anderen fragend an. An und für sich gab es keine weiteren Fragen oder Einwände.

»Okay«, nickte Felton. »Es dürfte am besten sein, wir fahren jetzt nebeneinander, damit wir zusammen durch das Netz schlüpfen können.«

»Einverstanden, dann wollen wir mal!«

Sekunden später tauchten die beiden Chariots wieder weg. Die Sicht wurde durch das trübe, ölige Wasser immer schlechter. Lieutenant Ferlings starrte angestrengt voraus, daß ihm die Augen schmerzten. Als dann das Netz dicht vor ihm auftauchte, war es schon zu spät, um das Chariot noch zu stoppen. Es gab einen leichten Ruck, und schon hingen sie mit dem Torpedokopf in den Maschen fest. Ferlings konnte noch im letzten Moment den Motor abschalten, ehe sich das Chariot noch tiefer in das Hindernis wühlte.

Verdammtd, nun hingen sie mitten im Netz. Hoffentlich hatten die Italiener keine Alarmanlage daran angebracht. Dann wären sie in kürzester Zeit geliefert. Denn dieser Anprall hätte sicher einen Alarm ausgelöst.

Knapp einen Meter neben sich sah Ferlings plötzlich den Torpedokopf des zweiten Chariots. Himmel, wenn der Pilot sie nicht rechtzeitig sah, rammte er sie! Ferlings spürte, wie ihm der Schweiß aus allen Poren brach, als das Chariot mit dem Bug voran, quer zum Netz liegend, neben ihm hielt. Lieutenant Felton hatte sich, Hand über Hand ziehend, am Netz entlanggeschoben.

Ferlings wandte den Kopf und gab seinem Kopiloten mit Handzeichen zu verstehen, daß er absteigen und unter dem Chariot nachsehen sollte, wie tief es hier noch war. Laut Seekarte waren 12 Meter angegeben, doch das konnte sich zwischenzeitlich geändert haben.

Der Matrosengefreite schwang sich aus dem Sitz und verschwand in der Tiefe. Nur wenige Minuten darauf tauchte er wieder auf. Er hielt die Finger hoch: noch 3 Meter.

Das hieß also, sie müßten sich erst aus der Falle des Netzes befreien, dann drei Meter tiefer das Netz zerschneiden, um

durchschlüpfen zu können. Silvester und Newlings machten sich an die Arbeit, den Torpedokopf freizubekommen, und sie atmeten erleichtert auf, als sie ihn zurückdrücken konnten. Nun begann drei Meter tiefer die eigentliche Arbeit. Sie mußten einen langen Schnitt machen, um das Netz auseinanderzuziehen.

Verbissen arbeiteten Newlings und Silvester an den starken Stahlketten. Es war ein Höllengeschäft, zumal sie in dem glitschigen Schlickboden keinen festen Halt hatten. Jedesmal, wenn sie die Füße in dem Modder bewegten, wirbelten wahre Dreckfontänen auf, die das ohnehin schon trübe Wasser noch dunkler machten. Silvester fluchte still vor sich hin und hätte am liebsten den ganzen Krempel hingeworfen.

Die beiden Piloten saßen im Sitz ihrer Chariots und achteten nur darauf, daß sie nicht abgetrieben wurden, während er und Newlings arbeiteten und schwitzten. Silvester warf einen Blick auf das Leuchtzifferblatt seiner Uhr: Noch knapp 5 Minuten, dann mußte die Kalipatrone wieder ausgewechselt werden. Immerhin verbrauchten sie ja bei dieser Hundearbeit mehr Sauerstoff und produzierten dementsprechend mehr Kohlensäure.

Er sah, wie Newlings, der neben ihm hantierte, plötzlich zusammensackte, sich dann aber wieder langsam aufrichtete und irgend etwas an seinem Bein machte. Silvester unterbrach seine Arbeit und tastete sich zu Newlings hin. Der deutete nur auf sein Bein. Als sich der Matrosengefreite die Sache ansah, bemerkte er den klaffenden Riß in der Kombination. Es mußte eine tiefe Wunde vom rechten Knie bis fast zum Hüftknochen sein. Hoffentlich war keine Ader verletzt.

Einer der dünnen Stahldrähte war zurückgeschellt, als er durchgeschnitten wurde und hatte Newlings am Bein getroffen. Hölle, auch das noch, das Pech nahm doch kein Ende. Silvester nahm den Leibriemen des Kameraden und band das Bein ab. Vorerst mußte es so gehen. Dann warf er einen schnellen Blick

auf seine Uhr: Die Kalipatronen! Er gab Newlings ein kurzes Zeichen, und sie wechselten die Patronen aus. Dann machten sie sich von neuem an die Arbeit.

Fünf Minuten später schoben sich die beiden Chariots durch die Lücke im Netz. Der Weg in das Werftbecken war frei. Bevor sich Newlings in den Sitz schwang, schnitt er sich die Kombination unterhalb des Armes bis zur Hüfte auf. Dadurch hinderte ihn das angestaute Wasser in der beschädigten Kombination nicht mehr. Das Chariot von Lieutenant Ferlings verschwand nach Steuerbord in der Dunkelheit. Kurz darauf folgte das von Lieutenant Felton.

Lieutenant Ferlings dirigierte seinen Lenktorpedo mehr in die Mitte des Beckens und entschloß sich, nochmals kurz aufzutauchen, um vielleicht in Brillenhöhe anfahren zu können, wenn das Risiko nicht zu groß war. Kurz darauf wurde es heller um ihn, und er stieß mit dem Kopf durch die Wasseroberfläche. Als er sich umsah, erblickte er den Leichten Kreuzer kaum 80 Meter vor sich. Er fuhr das Schiff vom Heck her an. In dem Dreck, der hier im Becken herumschwamm, war anzunehmen, daß sie nicht so schnell entdeckt werden würden.

Trotzdem tauchte Lieutenant Ferlings wieder weg; ihm war die Sache doch nicht ganz geheuer. Irgendein dummer Zufall konnte es wollen, daß die Deckswache eines Schiffes die beiden dunklen Köpfe entdeckte, und schon wäre der Teufel los gewesen.

In sechs Meter Tiefe schob sich das Chariot langsam an sein Ziel heran. Ferlings wußte, daß er höllisch aufpassen mußte, um nicht entweder am Objekt vorbeizufahren oder voll darauf zu krachen.

Endlich sah er hart Backbord eine riesige, dunkle Wand, und er stellte sofort den Motor ab. Langsam auslaufend, glitt das Chariot auf den Schiffsrumph zu, der wie eine Wand vor ihnen stand. Ferlings flutete noch etwas, und das Gerät glitt an der Rundung des Rumpfes zum Kiel vorbei. Ihre tastenden Hände

fuhrten über die breiten Schlingerleisten.

Jetzt stoppte Ferlings das Absinkmanöver unter dem Kiel. Mit beiden Händen über sich greifend, hielt Ferlings das Chariot, während Sylvester seine Patrone austauschte. Dann löste ihn Sylvester ab, und der Offizier machte dasselbe. Anschließend klopfte ihm der Ire dreimal auf die rechte Schulter: Ich steige aus und bringe die Haltezwingen an! hieß das.

Ferlings wartete mit klopfenden Herzen, bis Sylvester wieder erscheinen und ihm das Zeichen geben würde, daß alles okay wäre. Er spürte jetzt, wie die Arm- und Beinmuskeln schmerzten und zu verkrampfen drohten. Mit zusammengebissenen Zähnen hielt er weiterhin das Chariot in seiner Lage, dicht unter dem Kiel des Leichten Kreuzers. Der Schweiß rann ihm über den Körper. Die Armmuskulatur schmerzte.

Da, endlich tauchte wie aus dem Nichts von Backbord her Sylvester auf und machte sich an der Bajonettverriegelung zu schaffen. Es klickte einige Male, und dann spürte Ferlings, wie das Chariot plötzlich Auftrieb bekam. Er stemmte sich mit aller Gewalt dagegen, um sich nicht an den Kiel drücken zu lassen.

Der Torpedokopf war los! Es hätte auch nicht mehr viel länger dauern dürfen. Sekundenlang mußte Ferlings an die anderen drei Mannschaften denken. Wie mußte die Arbeit erst draußen im Hafen sein, wo noch die Strömung hinzukam! Was mußten diese Männer erst aushalten!

Sylvester schlug ihm zweimal auf die linke Schulter: Alles klar, Torpedokopf hängt! bedeutete das.

Der Leutnant nickte vor sich hin. Für Sekunden hockte er zusammengesunken und wie gelähmt in seinem Sitz und spürte, wie Sylvester das Chariot von dem Schiffsrumpf wegdirigierte. Ferlings mußte jetzt mit zugreifen, sonst bekam der erleichterte Fahrkörper zu viel Auftrieb und stieß womöglich durch die Oberfläche.

Sie mußten mit dem Chariot jetzt die Werft verlassen und es draußen auf See fluten und absacken lassen. Der Schwimmkörper durfte den Deutschen oder Italienern auf keinen Fall in die Hände fallen. Silvester bemerkte erleichtert, daß sein Pilot wieder in der Lage war, etwas zu unternehmen.

Kurz darauf sprang der Motor an, und das Chariot fuhr mit eigener Kraft zurück. Ob auch bei der anderen Mannschaft alles klargegangen war? Immerhin war Newlings verletzt und dadurch schwer gehandikapt. Vielleicht würden sie am Netz zusammentreffen.

Sie tauchten noch einmal kurz auf, sahen, daß ihr Kurs richtig anlag und verschwanden wieder. Langsam fuhren sie auf das Netz zu, und auch Silvester fiel ein Stein vom Herzen, als er die Maschen verschwommen vor sich auftauchen sah.

Diesmal war Ferlings gewitzter; er stellte wenige Meter vor dem Netz den Motor ab. Als er sich der Sperre näherte, drehte er leicht bei und blieb mit der Steuerbordseite vor dem Netz liegen. Vorsichtig zogen sie sich an den Maschen entlang, nachdem Ferlings geflutet hatte und bis zum Grund abgetaucht war. Als sie endlich die Lücke erreicht hatten, tauschten sie noch einmal die Patronen aus. Dan warteten sie auf die beiden anderen.

Newlings hatte eine Menge Schwierigkeiten, als er aus dem Sitz kletterte und aus dem Werkzeugkasten die Zwingen nahm, sich am Kiel entlangtastete und die breite Schlingerleiste suchte. Das verletzte Bein schmerzte höllisch, und er hatte das Gefühl, bis aufs Mark durchgefroren zu sein. Aber er wußte nur zu gut, daß ihm niemand würde helfen können. Hier unten gab es keinen Arzt und keinen Sani.

Am liebsten wäre er, als sie in Brillenhöhe von achtern auf das Motorschiff zufuhren, einfach ausgestiegen. Im Schatten des Schiffsrumpfes tauschten sie dann ihre Patronen aus. Über sich hörten sie die Stimmen an Deck, wo sich einige Männer

aufgeregter und lautstark unterhielten. Als sie schließlich vorsichtig am Rumpf abtauchten, sah Newlings als letztes noch den rötlich erhellten Nachthimmel über der Stadt. Würde er ihn noch einmal Wiedersehen?

Der Engländer beeilte sich, so gut es ging. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als den Torpedokopf möglichst unbehelligt anhängen zu können. Er spürte, als er zum Anlegen der zweiten Zwinge unter dem Kiel hindurchschwamm, wie die Bewegungen seines Beines immer kraftloser wurden. Deshalb mußte er den Gurt etwas lockern, sonst starb ihm das Bein noch ab. Er fröstelte und mußte sich darauf konzentrieren, wieder zurückzuschwimmen und den Torpedokopf aus dem Verschluß zu lösen.

Vor seinen Augen tanzten feurige Kreise, als er mühsam die Bajonettverschlüsse öffnete und das Chariot plötzlich Auftrieb bekam. Newlings schwang sich mühsam in seinen Sitz, verstaute das Werkzeug und nach dem Zeichen »Alles klar! Torpedokopf hängt!« sackte er halb ohnmächtig zusammen. Nur der Gedanke: Wenn du jetzt schlapp machst, bist du verloren, hielt ihn aufrecht. Er merkte, wie das Chariot von dem Kiel des Schiffes freikam, wie der Motor ansprang und der Schwimmkörper unter ihm wieder leicht vibrierte. Da erst schnallte er den Riemen um den Oberschenkel wieder strammer. Sein Pilot wußte nichts von seinem Zustand. Es hätte ohnehin nichts genutzt.

Ungeduldig sah Lieutenant Ferlings auf seine Uhr. Nun warteten sie schon fast 10 Minuten auf die zweite Mannschaft; wenn sie das noch länger taten, mußten sie erneut ihre Kalipatronen auswechseln. Sie hatten nur noch zwei. Die letzte mußte auf jeden Fall reichen, um noch ein Stück auf die See hinauszukommen, wo sie ihren Schwimmkörper versenken mußten.

Ferlings wandte den Kopf, als ihn Les Silvester an der

Schulter zog. Hinter sich sah er das zweite Chariot auftauchen. Endlich, es konnte also weitergehen! Lieutenant Felton hatte Mühe, einen Zusammenstoß zu vermeiden. Er glitt knapp an dem wartenden Chariot vorbei und stoppte dann erst seine Fahrt.

Der andere Pilot hob kurz die linke Hand. Alles klar! Dann schob er sich hinter dem Chariot von Felton aus der Netzlücke. Dicht hintereinander fuhren sie in 15 Meter Tiefe in die offene See. Hinter sich ließen sie den Tod zurück.

Obwohl sie am Ende ihrer Kräfte waren, fühlten sie so etwas wie Stolz. Ihnen war es schließlich als erste gelungen, mit Nachahmungen der italienischen Chariots in eine italienische Werft einzudringen und Sprengladungen anzubringen. Das Tor für weitere Unternehmungen ähnlicher Art war aufgestoßen. Wenn alle fünf Mannschaften ihre Ladungen erfolgreich gelegt hatten, wurde es sicher ein großer Erfolg.

Jim Newlings hielt sich völlig entkräftet in seinem Sitz. Er spürte seine Beine kaum mehr, und er hatte das Gefühl, als läge er in einem Eiskeller und nur sein Gehirn sei klar genug, um etwas wahrzunehmen. Seine Gedanken schweiften ab, und er sah wirre Bilder vor sich. Lebte er überhaupt noch, oder waren das alles schon Wahngebilde des Todes?

Er schrak zusammen, als ihn jemand an der Schulter rüttelte, blickte auf und sah, daß der Sitz vor ihm leer war. Dann erkannte er neben sich Lieutenant Felton; er war ausgestiegen. Aber warum ...? Was machte er für komische Handzeichen? Absteigen? Jetzt erst spürte Newlings, daß das Chariot unter ihm weg sackte. Er mußte weg, sonst würde er mit in die Tiefe gerissen!

Mühsam und unter Aufbietung der letzten Kraftreserven ließ er sich aus dem Sitz gleiten, doch als er dann die ersten Schwimmbewegungen machte, versagten seine Beine den Dienst. Mit den Händen, ruderte er hältlos herum, und jetzt erst bemerkte Felton mit Entsetzen, daß mit seinem Kameraden

etwas nicht in Ordnung war. Kurz entschlossen zog er Newlings zu sich heran und ließ sich mit der Last in seinen Armen auftreiben. Erschrocken fühlte er den tiefen Riß in der Kombination seines Kopiloten.

Beim Auftauchen sah Felton sich zuerst suchend um. Wo waren die anderen beiden? Sie wollten doch das letzte Stück bis zu dem Treffpunkt an der Küste zusammen schwimmen. Da drüben waren sie, kamen mit kräftigen Zügen näher heran. Erleichtert riß sich Felton das Mundstück des Atemgeräts aus dem Mund. Er spürte, wie sich Newlings bemühte, einige Schwimmbewegungen zu machen, doch sie waren zu matt und kraftlos, als daß er sich allein hätte halten können.

»Was ist los mit ihm?« keuchte Lieutenant Ferlings, der nun Felton unterstützte.

»Keine Ahnung ...«, gab Felton rasselnd zurück.

»Er hat sich beim Zerschneiden des Netzes am Bein verletzt!« sagte Silvester, der besorgt auf das bleiche Gesicht des jungen Kameraden starre.

»Was denn ... so lange schon?«

Felton starre Silvester, der neben ihm schwamm, betroffen an. Er konnte es nicht fassen, daß Newlings fast eine Stunde lang mit solch einer Verletzung ausgehalten und noch seine Arbeit getan hatte. Kurz darauf sah er voraus einen dunklen Streifen, der etwa 600 Meter vor ihnen liegen mußte. Das war die rettende Küste, und etwas nach Steuerbord das Riff. Dort in der Nähe befand sich der vereinbarte Treffpunkt.

Weit hinter sich auf See hörten sie die Detonationen von Wasserbomben. An Backbord konnte man die rötliche Helligkeit über Palermo erkennen. In der Werft würden in 70 Minuten die Ladungen explodieren; etwa zu demselben Zeitpunkt, wie die anderen im Hafen.

»Offenbar hat es im Hafen nicht ganz geklappt?« rasselte Felton und wechselte die Schwimmlage. Er war genau wie Silvester bemüht, den Kopf von Newlings über Wasser zu

halten. Näher und näher kam die Küste. Man konnte schon einige Einzelheiten erkennen und hörte auch schon das Rauschen der Brandung.

»Wir müssen uns mehr nach links halten, sonst stoßen wir genau auf das verdammte Riff!« rief Silvester, der sich soeben kurz umgesehen hatte. Sie mußten sich den flachen Strand für ihre Landung aussuchen, sonst hatten sie Mühe, gegen die starke Brandung anzukommen.

Auch wenn sie nicht gleich ersaufen würden, die Aussicht, von der Brandung auf Riffe oder Felsen geworfen zu werden, war zu groß. Silvester, der von den vieren körperlich der stabilste war, spürte jetzt auch die Strapazen der Unterwasserfahrt, der Arbeit am Netz und am Zielobjekt. Wie wird es wohl drüben im Hafen ausgegangen sein? Hatten die anderen Glück gehabt, oder waren sie den Gegnern ins offene Messer gelaufen? Wie es schien, ging es da drüben nicht so glatt ab.

»Die anderen müßten doch auch bald hier sein«, keuchte Felton und wandte den Kopf zu Ferlings, der knapp einen Meter neben ihm schwamm.

»Kaum. – Sie müßten durch den Vorhafen und an den Wachbooten vorbei. Ihr Weg war wesentlich länger, denn sie konnten nicht so nahe herangebracht werden wie wir.«

Der Matrosengefreite Silvester war für einen Moment nicht achtsam genug, und schon drückte ihn eine hohe Welle unter Wasser. Als er wieder hochkam, merkte er, daß er Newlings verloren hatte. Spuckend und nach Luft ringend sah er nur wenige Meter neben sich Lieutenant Felton, der den Verwundeten allein schlepppte. Silvester schwamm schnell heran und übernahm Newlings, als er sah, daß Felton auch ziemlich zu kämpfen hatte. Meter um Meter arbeiteten sie sich mühsam gegen die zurücklaufende See und hatten alle Mühe, von der ablaufenden Brandung nicht wieder mit hinausgerissen zu werden.

Als sie endlich festen Boden unter den Füßen hatten, stolpern und taumelten sie schwer atmend durch das abflutende Wasser. Sie fielen, rafften sich wieder auf und wankten weiter. Erschöpft warfen sie sich schließlich in den Sand, wo ihre Körper immer noch vom Wasser umspült wurden.

Les Silvester hatte als erster seine Schwäche überwunden und blickte sich suchend um. Knapp neben ihm lag Newlings, dessen Gesicht eingefallen und geisterhaft bleich aussah. Ein paar Meter weiter die anderen beiden. Der Ire kümmerte sich erst um Newlings und versuchte, ihn munter zu bekommen. Als er sich ächzend aufrichtete, spürte er seine schmerzenden Glieder.

Er machte bei Newlings einige Wiederbelebungsversuche, weil er annahm, daß er doch etwas zu viel Wasser abbekommen hatte. Der Besinnungslose erbrach sich auch einige Male und atmete dann wieder tiefer und freier. Dennoch machte er keine Anstalten, zu sich zu kommen. Silvester fluchte leise vor sich hin, schüttelte Newlings, schlug ihn links und rechts ins Gesicht. Erleichtert atmete er auf, als Newlings nach geraumer Zeit die Augen aufschlug und sich zunächst verständnislos umsah. Er klapperte mit den Zähnen, ehe er leise fragte: »Was ist...? Haben wir's geschafft?«

»Well, wir sind an Land«, grinste Silvester schwach und wischte sich über das Gesicht. »Nun sieh mal zu, daß du munter bleibst und nicht wieder einschlafst, ich schau mal eben nach den beiden anderen.«

»Okay, Les, ich pack's Schon.« Newlings richtete sich zitternd und frierend auf und sah Silvester nach, der zu den anderen ging. Lieutenant Ferlings rüttelte gerade Felton an den Schultern, bis der ebenfalls den Kopf hob. Sie sahen beide auf, als die massige Gestalt des Iren neben ihnen auftauchte. »Alles klar?«

»Alles klar, Silvester«, nickte Ferlings und stand vollends

auf. »Wie geht es Newlings?«

»Er ist wieder bei sich, Sir... aber er friert ganz erbärmlich. Wir müssen zusehen, daß wir ihn in Bewegung bekommen, sonst holt er sich noch den Tod!«

»Erst werden wir uns mal sein Bein ansehen. Kommt!« Man merkte Ferlings und Felton an, daß auch sie durch die Schwimmtour so ziemlich ihre letzten Kräfte verbraucht hatten, aber sie rissen sich zusammen.

»Geht es, Newlings? Werden Sie laufen können?« erkundigte sich Ferlings und ließ sich neben ihm auf die Knie.

»Ich werd mein Bestes versuchen, Sir«, murmelte der Verletzte schwach. Er sah den breiten, klaffenden Riß an seinem Oberschenkel, als Ferlings die aufgeschlitzte Kombination auseinanderzog. Die Wunde sah aufgequollen, verfärbt und häßlich aus. Die Blutung war nur noch schwach, offenbar eine Folge des kalten Wassers.

»Well, dann versuchen Sie Ihr Glück!« meinte Ferlings nach einem schnellen Seitenblick auf Silvesters ernstes, verschlossenes Gesicht, der die häßliche Wunde auch gesehen hatte. Sie mußten sich noch einen Moment ausruhen, sonst gab es unterwegs die nächste Pleite.

»Wieviel Zeit haben wir noch?« erkundigte sich Lieutenant Felton. Ferlings blickte auf die Uhr. »Noch etwas über eine Stunde, dann ist die Wartezeit abgelaufen.«

Silvester versuchte inzwischen mit einem Verbandpäckchen aus seinem kleinen Versorgungsbeutel Newlings zu verbinden. Es war im Grunde sinnlos, denn die Wunde war zu lang; aber er wollte wenigstens versuchen, dem Kameraden die Sache zu erleichtern.

Felton erhob sich und sah sich eine Weile um. »Wir müssen jetzt dort rüber, am Riff soll ein Feldweg entlang führen zu dem vereinbarten Treffpunkt.«

»Also, gehen wir. Bald müssen auch unsere Ladungen explodieren; in genau ... 40 Minuten«, sagte Ferlings. »Wenn

es bei den anderen hingehauen hat, muß es da auch bald scheppern!«

»Mir wäre lieber, sie wären schon hier«, grollte Silvester.  
»Dem Krach da drüben nach zu schließen, heizen sie den anderen Crews verdammt ein!«

»Möglich ist es«, räumte Ferlings ein und half Silvester beim Anlegen des letzten Verbandpäckchens. »In zehn Minuten rücken wir ab. Vielleicht sind bis dahin die anderen schon hier?«

»Dein Wort in Gottes Ohr«, knurrte Silvester undeutlich vor sich hin.

Kapitänleutnant Mansdric versuchte alles, um aus dem tobenden Inferno um sich herum zu entkommen. Er hatte Kraft und Geschicklichkeit aufzuwenden, um sein wild hin- und herschleuderndes Chariot unter Kontrolle zu bekommen. Plötzlich ging es stark kopflastig in die dunkle Tiefe, und auf den Manometern sah er, daß 20 Meter durchliefen; aber noch immer sauste das Ungetüm, die Schnauze voran, in die Tiefe. Mansdric schaltete die Pumpen ein, er versuchte es mit Preßluft und war schon nahe daran, das Chariot aufzugeben, als das Gerät in 28 Meter Tiefe plötzlich in normale Schwimmlage kam und wieder dem Ruderdruck gehorchte.

Der Generalkurs stimmte noch; mit einigen leichten Korrekturen mußte das Ziel noch anzufahren sein. Aber Mansdric wußte nur zu gut, daß er in dieser Tiefe nicht lang bleiben konnte. Er mußte hoch und sich oben umsehen, sonst verlor er jede Orientierung. Er machte sich auch keinerlei Illusionen über seine Lage. Es würde allerhand Mühe kosten, das Ziel allein anzufahren und ohne die Hilfe seines Kopiloten Tamlin unter dem Kiel des Schiffes zu arbeiten. Doch er würde alles daran setzen, seine tödliche Ladung loszuwerden.

Mansdric peilte gespannt nach oben, als er zwischen den unregelmäßigen Wabo-Detonationen flatternde Schrauben-

geräusche vernahm. Er konnte die Hecksee erkennen und die Bahn der Schiffsschrauben. Da oben kreuzten Hafenschutzboote durch die Gegend, und sie waren es, die die kleinen, aber so gefährlichen Wasserbomben warfen. Waren sie am Ende schon entdeckt worden, bevor sie überhaupt richtig am Ziel waren? Es half aber alles nichts. Er mußte nach oben und sich orientieren. Hier unten konnte er keine Entscheidung treffen.

Auf Brillentiefe sah Mansdric, daß er sich mitten im Hafen befand und erkannte eine Reihe lohnender Ziele im lodernden Flammenschein. Nach einem schnellen Rundblick entschloß er sich, einen Frachter von etwa 5.000 Tonnen, der in rund 50 Meter Entfernung querab lag, anzugreifen. Die anderen waren zu weit weg.

Gerade als er sich zum Wegtauchen entschloß, huschte ein greller Scheinwerferkegel über ihn hinweg, kam zurück, verharrete, und blitzschnell duckte sich Mansdric tief in seinen Sitz. Um ihn herum war plötzlich alles hell. Hier half nur noch eines: Ab in die Tiefe! Der letzte Kampf des jungen Offiziers begann, und es ist möglich, daß er sich folgendermaßen abgespielt hatte:

Wie einen Stein ließ er das Chariot wegsacken, alle Flutkammern weit geöffnet. Der Motor trieb jetzt das Chariot noch schneller nach unten. Über sich hörte Mansdric rasch zunehmenden Motorenlärm, das Mahlen von Schiffsschrauben. Die Hafenschutzboote machten Jagd auf ihn. Der Todesreigen begann.

Wie gebannt starzte Mansdric auf die Manometer vor sich: 12 Meter liefen durch, 15... 18...! Plötzlich gab es hinter ihm einen schmetternden Schlag. Er wurde durch den fürchterlichen Druck gegen den Schutzschild geschleudert, und ein wahnsinniger Schmerz durchfuhr ihn. Das Chariot stellte hoch, er verlor fast den Halt im Sitz.

Mansdric, halb benommen von dem Schmerz, der in seiner Brust tobte und ihm das Atmen schwermachte, klammerte sich

im Sitz fest, fand wieder Halt, bekam das Chariot in seine Gewalt und tat jetzt vielleicht das, was er als U-Boot-Kommandant schon mehr als einmal mit Erfolg praktiziert hatte: Er ging auf den Feind los!

Über ihn rasten die Boote hinweg, und neue Detonationen schüttelten ihn und das Chariot durch. Wenn es nicht anders ging, wollte Mansdric auftauchen, seinen Gegner anfahren und in die Luft sprengen. Er drehte erneut bei. Über ihm waren immer noch die entnervenden Schraubengeräusche.

Doch all das nahm er sicherlich nicht mehr richtig wahr. Seine Ohren waren betäubt von den schmetternden Explosionen, und als er hochblickte, sah er über sich eine grellweiße Sonne aufblühen ... dann war alles vorbei.

Eine haushohe Wassersäule stieg in den Nachthimmel. In dieser Säule, hervorgerufen durch den explodierenden Torpedokopf, verschwand das Chariot mit seinem Piloten.

Das einzige, was man einen Tag später fand, war ein verbogenes Metallstück ... und ein zerfetzter Unterarm ...

Steuermann Tamlin konnte erst wieder klar denken, als er an die Wasseroberfläche kam und dann erneut nach unten sank. Er schluckte und atmete schwer; sein Atemgerät funktionierte noch, doch er glitt weiter in die Tiefe. Er mußte aber hoch. Sein Chariot war verschwunden, und es bestand keine Aussicht, es jemals wieder zu finden.

Er hatte heftige Schmerzen im linken Arm, und als er danach fühlte, spürte er die zerrissene Kombination und die Kälte des Wassers. Jetzt vernahm er um sich herum auch wieder Geräusche: mahlende Schiffsschrauben und Detonationen, deren grelle Feuerbündel die Schwärze der Finsternis erhelltten und seinen schmerzenden Körper erneut mißhandelten.

Von dem Willen zum Überleben gepeitscht, schwamm Tamlin davon. Er ließ die Hölle Meter um Meter hinter sich zurück. Als er seinen Atem wieder einigermaßen unter

Kontrolle hatte, orientierte er sich und stellte fest, daß er sich am Rand des Vorhafens befand, in dem vier Hafenschutzboote ihre Runden drehten und die kleinen, tückischen Bomben warfen.

Tamlin wußte, daß es für ihn jetzt nur noch einen Weg gab: Er mußte sich zur Küste hin absetzen und versuchen, den Treffpunkt zu erreichen. Nur dort hatte er eine Überlebenschance. Er schnallte sein jetzt nutzlos gewordenes Atemgerät ab und ließ es im Wasser versinken. Er mußte noch etwa drei Kilometer schwimmen, um die Küste zu erreichen.

Ein Riff, das wie eine Zunge in die See ragte, war der Markierungspunkt, den man ihnen angegeben hatte. Tamlin wußte, welche Strapazen ihn noch erwarteten, doch er wollte nicht aufgeben. Verbissen arbeitete er sich durch die See vorwärts. Er sah schon den dunklen Küstenstrich, hinter dem die brennende Stadt lag.

\*

»Die Straßen sind abgeriegelt, Herr Major!« meldete Leutnant Helsdorf, Kompanieführer einer Feldgendarmerieeinheit, dem etwas abseits stehenden, untersetzten Major Körner von der deutschen Abwehr. Sie hatten sich, zusammen mit einem deutschen Oberleutnant, zwei italienischen Offizieren und drei Zivilisten hinter ein einsames Haus zurückgezogen, das vor Jahren von einem Straßenwärter verlassen worden war.

»Danke, Helsdorf«, bestätigte Major Körner, im Zivilberuf Doktor der Jurisprudenz und Polizeirat. Er wirkte zwar wie ein biederer Beamter, doch seine Männer – und wer sonst mit ihm zu tun hatte – wußten, daß er ein ganz scharfer Bursche sein konnte, wenn er auf irgendeiner Fährte war.

»Dann brauchen wir also nur noch darauf zu warten, daß uns die Hasen in die Falle laufen. Ein Glück, daß unsere italienischen Freunde so ausgezeichnete Beziehungen zu den

Partisanen haben.« Körner lächelte breit, als er den neben ihm stehenden italienischen Capitano ansah.

Der wiederum grinste nur schwach und deutete auf den einen Zivilisten, der an der Hausecke stand und auf die See hinausstarrte.

»Danke, Maggiore (Major), aber das ist wohl mehr ein Verdienst von Maggiore Umbriello; er hat seine Beziehungen spielen lassen!« Doch dann wechselte er das Thema: »Wie lange wollen wir hier noch warten? Nach den letzten Meldungen hat man versucht, im Hafen einen Sabotagegrupp zu landen.«

»Wenn wir noch etwas warten«, gab Körner zurück, »können wir vielleicht alle kassieren!«

Vor 4 Stunden hatte die deutsche Abwehr von dem SIM-Offizier (italienische Abwehr) den Tip bekommen. Zusammen mit italienischen Sondereinheiten hatten sie, für Unbeteiligte unbemerkbar, die Straßen abgeriegelt.

Vor ihnen lagen irgendwo in der Nacht drei Männer, offenbar abgesprungene Agenten, die von ihnen aufgespürt worden waren. Sie konnten nach menschlichem Ermessen nicht mehr entkommen. Vermutlich warteten sie in Strandnähe auf irgend etwas.

»Die haben da wahrscheinlich ein gemischtes Sabotageunternehmen gestartet, und das ist vermutlich ins Auge gegangen«, stellte Körner fest und blickte dabei Oberleutnant Sanders, seinen Stellvertreter, prüfend an.

»Es ist anzunehmen, Herr Major. Aber es liegen keine Einzelheiten vor«, erwiderte Sanders.

»Veranlassen Sie über Funk, daß sämtliche Depots und Hafenanlagen schärfstens überwacht werden. Die Italiener tun das gleiche. Ich schätze, das ist wieder einer dieser verdammten britischen Kommandotrups der ›Long Rangers‹, die uns schon in Afrika 'ne Menge Ärger bereitet haben. Bitten Sie Major Umbriello zu mir, ich möchte da einiges klären.«

»Jawohl, Herr Major!« Sanders ging hinüber zu dem hageren, mittelgroßen Zivilisten. Kurz darauf kam er mit dem italienischen Abwehroffizier zu Major Körner zurück.

»Maggiore, wissen Sie etwas Genaueres darüber, was es mit dem Kommandotrupp auf sich hat?« erkundigte sich Körner bei seinem italienischen Kameraden.

»Nein! Ich habe nur erfahren, daß heute nacht ein britischer Fallschirmtrupp erwartet wird und daß ein weiteres Kommandounternehmen von See her geplant ist. Aber, um was es sich dabei genau handelt, das wußte niemand.«

»Das heißt also, daß die Männer, die hier abgesetzt wurden und von denen noch drei da vorn sind, noch eine andere Aufgabe haben, als nur die Partisanen zu unterstützen. Kennt man denn wenigstens die führende Köpfe und den Sitz der Partisanennester?«

»No, Maggiore«, gab der Italiener kopfschüttelnd zurück. »Man hat zwar Vermutungen, doch es fehlen die Beweise. Vergessen Sie nicht, wir sind hier auf Sizilien und nicht auf dem Festland. Hier gelten andere Gesetze. Wenn wir tatsächlich mal ein Dorf besetzen, sind alle männlichen Bewohner verschwunden. Die Menschen hier sind verschlossen wie ein Grab. Teils, weil sie mit uns nichts zu tun haben wollen, zum anderen, weil sie um ihr Leben fürchten, wenn sie reden. Vergessen Sie bitte nicht, Sizilien ist der Schoß der Mafia.«

»Ich versteh«, nickte Körner und lächelte grimmig. »Also müssen wir versuchen, einen der Burschen lebend zu schnappen. Der wird uns schon erzählen, was wir wissen Wollen. – Ist alles in Ordnung, Sanders? Können wir anfangen?«

»Nicht ganz, Herr Major. Wir haben den Wagen mit den übrigen verloren; sie sind auf einer Nebenstraße verschwunden!« gab Oberleutnant Sanders kleinlaut zurück.

Der stiernackige Kopf des Majors ruckte herum. In seinen

Augen funkelt es zornig.

»Was? Und das erfahre ich jetzt erst? Wie konnte diese Schlammerei passieren?« fauchte er wütend.

»Ich habe es auch erst soeben gehört, Herr Major«, gab Sanders mit unbewegtem Gesicht zurück. »Man hat aber alle Nebenstraßen abgeriegelt, praktisch können uns die Burschen nicht mehr entkommen.«

»Vorerst sind sie aber erst mal weg, verdammt! Gut, sie werden sicher nicht allzuweit kommen, aber vergessen Sie nicht, die Kerle finden hier überall einen Unterschlupf. Die Insel ist groß, und wenn sie erst einmal in den Bergen sind, machen sie uns eine lange Nase.«

»Es wird sicher nicht soweit kommen«, versuchte Major Umbriello seinen deutschen Partner zu beschwichtigen. »Unsere Leute werden sicher schon die geeigneten Gegenmaßnahmen getroffen haben.«

»Hoffentlich. Wir warten jetzt noch zwanzig Minuten, dann schlagen wir zu. Wenn sich bis dahin nichts getan hat, tut sich auch weiterhin nichts. Zwischenzeitlich werden wir vielleicht erfahren, wo die anderen abgeblieben sind, dann haben wir sie alle zusammen im Sack.«

Körner warf einen Blick auf seine Uhr. Fröstelnd schlug er den Mantelkragen hoch.

»Wir haben jetzt drei Uhr vierzig. Um vier Uhr greifen wir zu. Geben Sie den Befehl weiter, damit hier nicht noch eine Panne passiert. Es wird Zeit, daß wir uns die Herren zur Brust nehmen.«

»Wie es aussieht, warten die Männer da vorn vergebens. Ich glaube nicht, daß sich noch jemand einfindet«, meinte Oberleutnant Sanders.

»Malen Sie nur nicht den Teufel an die Wand, Sanders. Dann hätten wir uns ja umsonst die Beine in den Bauch gestanden.«

»Wie wäre es, wenn wir bis zum Tagesanbruch warten,

Maggiore? Dann kriegen wir sie erstens risikoloser, und dann finden wir vielleicht noch die anderen, auf die sie hier warten«, warf der italienische Major ein.

»Das wäre sinnlos. Wenn bis jetzt keiner gekommen ist, kommt auch keiner mehr«, winkte Major Körner ab und blickte erneut auf seine Uhr. – »Helmsdorf, lassen Sie den linken und rechten Flügel unauffällig vorrücken. Bei Leuchtkugel grün greifen wir zu.«

»Zu Befehl, Herr Major!« Helmsdorf verschwand in der Dunkelheit, und die Zurückbleibenden waren gewiß, daß es nicht allzu schwierig sein würde, diese drei Männer da vorn zu schnappen. Waren sie erst einmal in ihren Händen, würde man sie schon zum Sprechen bringen. Die anderen, die mit dem Wagen verschwunden waren, würden auch bald in einer der vielen Straßensperren hängenbleiben.

»Noch zwei Minuten«, murmelte Oberleutnant Sanders nach einem kontrollierenden Blick auf seine Uhr. Eine spürbare Spannung machte sich jetzt unter den Männern breit, die sich ungeduldig umschauten. Von den Soldaten, die die Zange langsam zumachten, war nichts mehr zu sehen. Sie krochen, geschickt jede Deckung ausnutzend, durch die Gegend, um die Mausefalle zuschnappen zu lassen, aus der es kein Entkommen mehr geben sollte.

»Noch eine Minute«, raunte Leutnant Helmsdorf dem neben ihm kauernden Feldwebel zu. Sie lagen hinter einem kleinen Erdwall und konnten vor sich den schmalen Feldweg und dahinter die See sehen. Weit draußen sah man noch hin und wieder das Licht von Suchscheinwerfern und hörte grollende Explosionen von Wabos. Der kühle Wind, der die Geräusche herübertrug, ließ die Männer frösteln. Es war verdammt kalt, und schließlich lagen sie schon einige Stunden hier herum.

»Es wird auch langsam Zeit, Herr Leutnant«, gab der Feldwebel leise zurück. »Langsam frieren wir uns hier den

Arsch ab. Ich möchte verdammt nur wissen, auf was die Burschen da vorn überhaupt noch warten!«

»Das werden wir bald merken. Die frieren jedenfalls genauso wie wir«, knurrte Helmsdorf und lächelte. Ihn kotzte die Warterei auch an, aber was sollte er machen, Befehl war Befehl.

Erwin Helmsdorf war für den Dienstgrad eines Leutnants schon recht bejährt. Im Zivilberuf war er Kriminal-Oberassistent und Kommissar in spe. Er war Reserveoffizier und hatte keine Lust, länger als unbedingt nötig Soldat zu spielen.

»Aufgepaßt, gleich geht das Theater los!« raunte er. Seine Rechte umklammerte die MPi, die er schußbereit vor sich auf dem linken Unterarm liegen hatte.

»Wer schießt die Leuchtkugeln?« erkundigte sich der Feldwebel. »Drüben, der zweite Zug, der mit den Carabinieri (ital. Polizei) zusammen vorrückt!« erwiderte Helmsdorf und starnte gespannt auf den schmalen Feldweg hinunter. Er hatte das Gefühl, daß es einigen Ärger geben würde. Denn die drei da unten waren sicher keine Anfänger, und sie würden wahrscheinlich nicht kampflos aufgeben.

Leutnant Helmsdorf zuckte zusammen, als am Himmel über ihm eine Leuchtkugel aufstrahlte und alles in ein fahles, grünes Licht tauchte. Sekunden darauf tönte aus einem Megafon die Stimme von Oberleutnant Sanders:

»Geben Sie auf, Sie sind umstellt! Kommen Sie mit erhobenen Händen auf die Straße. Jeder Widerstand ist zwecklos!«

Man hörte es seinem gepflegten Englisch an, daß er sich vor dem Kriege drei Jahre lang in England aufgehalten hatte.

Die Antwort war ein kurzer Feuerstoß aus einer Maschinenpistole. Da eröffneten die italienischen und deutschen Verfolger das Feuer auf die drei Männer am Strand.

»Damned, ich hab's doch gewußt, daß hier irgendwas schief läuft!« fluchte Lieutenant Collman und riß seine MPi hoch, nachdem er die kurze Schrecksekunde überwunden hatte. »Die Burschen haben uns eine Falle gestellt und wollen uns jetzt abkassieren!«

Die Rückstöße der MPi erschütterten seinen Körper; neben ihm gingen die anderen in Feuerstellung. Collman hatte es geahnt, denn in den letzten 40 Minuten hatte kein Fahrzeug mehr die Straße passiert, wo es vorher doch so lebendig gewesen war. Drüben der Lärm im Hafen ... und jetzt das!

»Da drüben kommen Sie! Pedretta, hierher zu mir, die wollen uns von der Flanke her schnappen!« brüllte Major Kellmoe und zog den Kopf tiefer zwischen die Schultern, als ein paar Kugeln wie bösartige Hummeln über ihn hinwegzischten.

Kellmoe hielt auf eine Gruppe dunkler Gestalten, die den kleinen Hang herabgelaufen kam. Ein paar von ihnen brachen in Kellmoe's Feuerstoß zusammen. Fast im selben Moment zischte etwas Glühendes über seinen Oberarm und die Schulter. Kellmoe unterdrückte einen Aufschrei und biß die Zähne zusammen, als er wieder nach der Waffe griff, die ihm entfallen war.

»Die haben uns eingeschlossen, Sir«, keuchte Pedretta und wechselte blitzschnell das Magazin. Er warf sich herum und gab einen schnellen Feuerstoß auf die Gruppe ab, die sich von der linken Flanke heranarbeitete.

»Drüben bei dem Riff könnten wir ins Wasser!« rief Giuseppe und duckte sich unwillkürlich tiefer, als knapp vor ihm Erde aufstiebte. Die Schweinhunde schossen verdammt gut!

»Los, setzt euch ab, ich versuche sie aufzuhalten. Nun los, beeilt euch! Macht hin, sonst...«

Kellmoe stöhnte unterdrückt auf, als ihm eine Kugel in die linke Schulter fuhr. Vor seinen Augen tanzten feurige Kreise.

Er spürte, wie es warm über seine Brust rann. Er konnte seinen linken Arm nur noch mühsam und unter heftigen Schmerzen bewegen. Als er den Kopf drehte, sah er, daß Lieutenant Collman nicht mehr schoß. Sein Gesicht war nur noch eine blutige Masse.

Major Kellmoe wälzte sich herum und riß Collmans MPi an sich. Neben sich sah er das verzerrte Gesicht von Giuseppe, der sich verzweifelt nach einem Ausweg umsah. Ihnen blieb nur der Weg hinüber zum Riff, und von da aus wußte er eine Fluchtmöglichkeit.

»Sir, kommen Sie, ich werde Sie ...« Staff Sergeant Pedretta versuchte, Kellmoe mit sich wegzuschleifen, doch der schüttelte wütend seine Hand ab.

»Verschwinden Sie, Pedretta! Noch habt ihr eine Chance, heil durchzukommen! Nutzt sie! Bleib bei Giuseppe, er wird dich wegbringen... zu den anderen! Go on, ich halt euch den Rücken frei.«

Pedretta sah, wie Giuseppe davonkroch, warf noch einen Blick zu dem schwer verwundeten Major und wußte, daß Major Kellmoe die Situation nur zu gut erkannt hatte, wenn er ihn wegschickte.

Der Feldwebel robbte hinter Giuseppe her, da schrie er unterdrückt auf, als ihn ein Schlag am rechten Oberschenkel traf. Er konnte sich aber noch bewegen. Hinter sich vernahm er die kurzen Feuerstöße aus Major Kellmoe's MPi, und einige Schreie verkündeten, daß er auch zu treffen verstand.

Näher und näher kam der Weg. Dort konnten sie sich aufrichten. Die knappen 150 Meter bis zum Riff waren sie einigermaßen gut gedeckt, wenn sie nicht gerade aufrecht liefen.

Als Pedretta die kleine Wegbiegung erreicht hatte, wo das Gelände um etwa zwei Meter abfiel, hörte er noch die Schüsse von Kellmoe.

»Avanti... Beeilung!« rief Giuseppe und duckte sich tiefer,

als erneut eine Leuchtkugel am Himmel zerplatzte. Verdammt, warum beeilte sich der Engländer nicht? Wollte er etwa warten, bis man entdeckte wohin sie lief en? Riesengroß wuchs die Gestalt des Soldaten mit den sizilianischen Eltern vor ihm auf, dann schien er plötzlich stehenzubleiben und fiel dann genau vor Giuseppe zu Boden.

Erschrocken starzte der Italiener auf den Mann, der dicht vor ihm lag. Er sah, wie das Blut aus seinem Mund rann, und mit jedem Atemzug quoll es stoßweise weiter. Die Augen des Sterbenden waren weit aufgerissen, und es schien, als wollte er noch etwas sagen. Doch es wurde nur noch ein gequältes Röcheln, dann sank sein Kopf zur Seite.

Giuseppe griff zur MPi des Toten, nahm sich noch das verbliebene Ersatzmagazin und huschte dann tiefgeduckt auf das Riff zu. Er rannte jetzt um sein Leben, denn wenn man ihn hier schnappte und er in die Fänge der italienischen Abwehr geriet, stand ihm ein Martyrium bevor, an dessen Ende der Tod wartete.

Hinter ihm, drüben an der Marienfigur, schmetterten zwei harte, trockene Explosionen auf: Handgranaten. Sie waren also schon nahe genug heran, um Handgranaten werfen zu können. Als Giuseppe mit schmerzenden Lungen das Riff erreichte und über die Felsblöcke ins Wasser taumelte, hörte er, daß hinter ihm das Feuergefecht verstummt war.

Der Italiener stolperte, fiel, die Brandung donnerte über ihm zusammen. Er wehrte sich verzweifelt gegen den Sog, kam mit dem Kopf wieder frei und zog sich auf einen vom Wasser überspülten Felsen. Keuchend und von der Angst getrieben, arbeitete er sich weiter über das Riff. Als erneut Leuchtkugeln am Himmel zerplatzten und alles in ein gretelles, unwirkliches Licht tauchten, hockte Giuseppe, von Kälte und Grauen geschüttelt, im Schutz der kalten Felsen. Er wollte sich hier aufzuhalten, bis die Deutschen davon überzeugt sein würden, daß keiner mehr überlebt hatte. Durch das Donnern der Brandung

konnte er nicht mehr hören, was drüben vor sich ging. Eines aber stand fest: Der Kampf war beendet.

\*

»Los, wir müssen weiter, sonst sind die Kameraden ohne uns weg!« drängte Lieutenant Ferlings ungeduldig.

»Wieso denn, wir haben doch noch etwas Zeit«, murkte Lieutenant Felton. Er war sehr müde und nicht in der Stimmung, gleich aufzubrechen.

»Die Zeit wird immer knapper, Felton«, gab Ferlings scharf zurück. »Immerhin werden wir uns ja noch etwas nach den Männern umsehen müssen, die uns erwarten. Wir werden noch ...«

Er stockte, als plötzlich am Himmel eine Leuchtkugel zerplatzte. Die Umgebung wurde in ein fahles, grünes Licht getaucht.

»Deckung!« zischte Silvester und warf sich, zusammen mit Newlings, sofort zu Boden. Die beiden Offiziere standen sekundenlang wie erstarrt, dann gingen sie ebenfalls in Deckung. Ein Glück, daß sie die dunklen Kombinationen anhattten, so waren sie schwer zu erkennen.

Fast im selben Moment erscholl eine laute Stimme, die sogar das Rauschen der Brandung übertönte:

»Geben Sie auf, Sie sind umstellt! Kommen Sie mit erhobenen Händen auf die Straße. Jeder Widerstand ist zwecklos!«

Die Antwort kam aus einer englischen Maschinenpistole und kurz darauf war das Feuer der Häscher lautstark zu vernehmen.

»Damned! Das geht gegen die Leute, die uns erwarten! Noch ein paar Minuten später, und man hätte uns auch gleich mit kassiert!« fluchte Felton. Alle Müdigkeit war verflogen. Dort drüben war jetzt ein wildes Feuergefecht im Gange, und neue Leuchtkugeln zerplatzten am Himmel. Ferlings sah sich schnell

um.

»Wir müssen weg von hier! Wenn die auf die Idee kommen und hier nachsehen, sind wir dran!«

»Aber wohin, verdammt noch mal?« fluchte Silvester und blickte sich suchend um.

»Da drüben, in Richtung Palermo. Bei den Hügeln unweit vom Strand finden wir Deckung!« rief Felton unterdrückt. Er deutete auf die dunklen, kleinen Gebilde, knapp 100 Meter von ihnen in Richtung der Stadt liegend.

»Dann los, kriechen wir so weit es geht!« befahl Ferlings und glitt als erster davon, gefolgt von den anderen. Nach einigen Minuten konnten sie sich geduckt aufrichten und liefen dann in Richtung der kleinen Hügel. Es waren von Sanddünen verdeckte Felsklippen, die ihnen Schutz boten. Sie fanden sogar in einer kleinen Höhle Unterschlupf, von der aus sie den Strand nach links und rechts übersehen konnten.

»Vorerst sind wir hier sicher«, keuchte Ferlings und blickte sich um, während Silvester und Felton den verwundeten Newlings niederlegten. Er hatte auf den letzten Metern schlappgemacht.

»Da drüben ist allerhand los«, meinte Felton, zu Ferlings tretend, der am Eingang ihres Unterschlupfes stand. Gespannt lauschten sie auf die Schüsse, die herüberschallten. Sie warfen sich beide einen stummen, bedeutungsvollen Blick zu, als jäh zwei harte, kurze Detonationen herüberklangen. Das waren unverkennbar Handgranaten. Kurz darauf verstummte die Schießerei.

»Aus! Die haben sie erwischt!« flüsterte Ferlings rauh. Nur noch laute Befehle waren zu vernehmen, anscheinend suchte man die Gegend nach anderen ab.

»Wir haben auf der ganzen Linie Pech«, knurrte Silvester verbittert. Er kniete neben Newlings, der vor Kälte mit den Zähnen klapperte. Silvester deckte ihn mit seinem Kombi-Oberteil zu. Newlings hatte am meisten zu leiden, und es war

fraglich, wie lange er es durchhalten würde.

Les Silvester fuhr hoch, als von der Stadt her in kurzen Abständen, zwei Explosionen zu vernehmen waren.

»Das waren unsere Ladungen!« rief Ferlings.

»Na ja, wenigstens ein Erfolg«, stellte Silvester fest. Trotzdem konnte er nicht recht froh werden. Sie hatten es geschafft, aber was geschah mit den anderen? Vier von zehn waren übrig geblieben. Verdammt wenig. Er gesellte sich zu den beiden Offizieren. »Jetzt sind wir auch die Angeschissenen«, maulte er. »Jetzt können wir sehen, wie wir wegkommen.«

»Wir werden uns schon was einfallen lassen, Silvester, keine Sorge!« versuchte Ferlings ihn zu beruhigen.

»Hoffentlich was Gescheites«, knurrte Silvester. »Wir müssen vor allen Dingen zusehen, daß wir für Newlings warme Sachen kriegen. Er erfriert uns glatt.«

»Wir müssen warten, bis die Nacht vorbei ist«, erwiderte Felton. »Ich sehe mal nach, was los ist... das ist mir zu ruhig da drüben!«

»Nimm dich aber in acht, laß dich nicht schnappen!« mahnte ihn Ferlings. Besorgt schaute er seinem Kameraden nach, der in der Nacht verschwand, sich geschickt in Deckung der dunklen Hügel haltend. Dann warteten sie ungeduldig, bis er wieder zurückkam.

Felton war völlig außer Atem, als er sich wieder neben dem Eingang niederhockte und Bericht zu erstatten versuchte. »Da drüben ist alles vorbei. Sie suchen das Gelände noch ab, aber in diese Richtung kommen sie bestimmt nicht.«

»Hoffentlich«, grunzte Silvester. »Den Burschen traue ich alles zu. Haben sie die anderen?«

»Ja ... ich sah, wie sie drei Tote wegbrachten«, gab Lieutenant Felton leise zurück. »Es bleibt uns nichts übrig, als hier den Tag abzuwarten und uns dann zu verstecken. Eine Flucht wäre jetzt sinnlos, denn man hat sicher die ganzen

Straßen abgeriegelt. Wir würden denen genau in die Arme laufen.«

»Und wohin geht die Reise dann?« erkundigte sich Silvester.

Man hörte Zorn und Enttäuschung in seiner Stimme.  
»Wissen Sie vielleicht eine Adresse, die man anlaufen kann, um dann von dieser verdammten Insel herunterzukommen?«

»Nein, ich kenne nur die Anschrift in Carini. Aber die wird jetzt wohl auch hinfällig geworden sein.«

»Also müssen wir uns selbst was suchen. Newlings macht mir die meisten Sorgen, er muß bald ärztliche Hilfe haben, sonst ist er erledigt.«

»Sicher. Sie vergessen ganz, daß er mein Kopilot war. Ich mache mir genauso Sorgen um ihn wie Sie, Silvester. Aber wir können nicht einfach rauslaufen und uns alle in Gefahr bringen; damit helfen wir keinem.«

»Aber wir können ihn doch nicht einfach vor die Hunde gehen lassen, wenn wir bis morgen warten, Sir!« brauste Silvester auf.

Ferlings, der das cholerische Temperament seines Kopiloten kannte, beruhigte ihn. »Er wird es überstehen, Silvester, verlaß dich drauf! Wir kümmern uns um ihn, so gut es geht. Und morgen früh sehen wir weiter!«

Silvester wandte sich ab und kümmerte sich wieder um den Verwundeten. Er wußte nur zu gut, daß die beiden Offiziere recht hatten. Es gab für sie nur die eine Chance, hier den Tag abzuwarten. Dieselben Gedanken hatte wohl auch Newlings, der mehr im Unterbewußtsein alles mitbekommen hatte, was gesprochen wurde.

»Reg dich nicht auf, Les«, grinste er verzerrt. »So schnell kratze ich nicht ab. Wenn nur die verdammte Kälte nicht wäre. Die Wunde ist halb so schlimm, das stehe ich schon durch.«

»Sieh zu, daß du ruhig liegen bleibst und etwas Schlaf kriegst«, brummte Silvester. »Wir lassen dich auf keinen Fall im Stich ... das weißt du!«

»Sicher, Les«, nickte Newlings.

Lastendes Schweigen senkte sich in die kleine Höhle. Nur von der Stadt her war nach den beiden Explosionen in der Werft noch Lärm zu vernehmen.

\*

»Ich wollte wenigstens einen von ihnen lebend und nicht alle tot!« fluchte Major Körner und fixierte wütend Leutnant Helmsdorf, dem ein Sanitäter gerade den rechten Unterarm verband. Ein Streifschuß hatte ihm eine blutige Furche gezogen. Helmsdorf biß die Zähne zusammen und gab mit mühsam unterdrücktem Zorn zurück:

»Es war nicht meine Schuld, Herr Major. Immerhin haben die Tommys den Kampf eröffnet, und nicht wir!«

»Wo ist der dritte Mann?« erkundigte sich Körner.

»Da drüben, die anderen bringen ihn«, erwiderte Helmsdorf und deutete auf eine kleine Gruppe, die vom Strand herkam, einen Toten zwischen sich. Körner wandte sich um, als Major Umbriello auftauchte. Er zuckte die hageren Schultern. »Tut mir leid, Herr Kamerad, aber die Burschen wollten nicht kampflos aufgeben. Sie wußten, was sie erwarten würde, wenn man sie schnappte.«

Er sah sich um und blickte dann auf See hinaus, wo in der Ferne noch vereinzelte Detonationen zu vernehmen waren. Als er sich wieder Körner zuwandte und dessen finsternes Gesicht sah, meinte er begütigend:

»Wir können eben nur berichten, daß wir einen Teil der feindlichen Gruppe vernichtet haben und wollen jetzt nur hoffen, daß uns die anderen an den Straßensperren in die aufgestellten Fallen laufen.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr, Umbriello. Aber glauben Sie noch daran?« erkundigte sich Major Körner zornig. »Wir wissen bis jetzt nur, daß uns die Burschen irgendwo unterwegs durch die

Lappen gegangen sind.«

»Warten wir's ab«, lächelte Umbriello, wandte sich um und ging zu den anderen drei Abwehrroffizieren der SIM hinüber, die soeben mit einem Carabiniere-Offizier sprachen und seine Verlustmeldung entgegennahmen.

»Wie viele Ausfälle haben wir?« erkundigte sich Umbriello bei dem jungen Leutnant.

»Drei Tote und fünf Verletzte, Maggiore!« meldete der Leutnant knapp.

»Zusammen mit den Deutschen haben wir dann fünf Tote und neun Verletzte. Verdammt happig, das muß man sagen.«

»Es ist eben anders gelaufen, als wir es uns vorgestellt hatten«, gab der Leutnant zurück. »Die Deutschen sind verdammt wütend. Sie haben sich von diesem Einsatz mehr versprochen. Wir warten jetzt nur noch auf die Meldung von Sperre fünf. Jedenfalls haben wir ein groß aufgezogenes Unternehmen der Engländer rechtzeitig zerschlagen. Drüben im Hafen und auch hier!«

»Es will mir aber nicht in den Kopf, daß die Tommys nur wegen ein paar Männern solch einen Zirkus veranstaltet haben. Kommen Sie, wir gehen mal rüber zum Kommandowagen. Mal sehen, ob irgendwelche Neuigkeiten eingegangen sind. Ich denke ...«

Er wurde jäh unterbrochen, als drüben, in der Nähe des Hafens, zwei Explosionen aufklangen. Die Männer starnten sekundenlang stumm auf den Flammenschein, der rasch wieder erlosch.

»Da haben Sie die Antwort, Maggiore!« rief der Capitano (Hauptmann) hastig. Die drei hier haben nicht umsonst gewartet... nur sind ihre Leute da draußen schon im Abwehrfeuer unserer Schiffe geblieben. Also hatte die Operation doch einen größeren Umfang, als wir bisher glaubten.«

»Das sind nur Annahmen, Capitano, aber keine Beweise«,

rief Major Körner, der jetzt schnaufend zu ihnen trat. »Wir hätten einen der Burschen hier lebend haben müssen, dann wüßten wir genau, was geplant war.«

»Jetzt bleibt uns nur noch der LKW, der irgendwo in Richtung Carini verschwunden ist«, gab Umbriello zurück.

»Genau! Kommen Sie, meine Herren. Zurück zur Straße. Hören wir am Kommandowagen mal nach, was inzwischen geschehen ist«, befahl Körner und eilte als erster zur Straße hinüber.

\*

»Hast du den Wagen hinter dem Busch gesehen?« erkundigte sich der Fahrer des Lastwagens bei seinem Beifahrer und starrte dabei auf die Straße.

»Sicher, aber der tut uns nichts«, gab der andere nervös zurück.

»Das meinst du. Ich kenne da noch einen anderen Weg nach Carini, und den werden wir fahren.«

»Aber, wieso denn? Wir können doch nicht... wie geht der Weg denn?«

»Durch Chiavecco, an Maria Casalla vorbei, und von dort aus kommen wir auf ebensolchen Feldwegen nach Carini. Nur kommen wir vom anderen Ende herein.«

»Maledetto, das ist aber ein ganz anständiger Umweg. Und wofür das alles?« brauste der Beifahrer auf, dem das Kommando anvertraut war.

»Ganz einfach, weil mir die Sache nicht ganz geheuer vorkommt. Das war schon der zweite Wagen, der sich so komisch aufgestellt hat. Ich nehme den Feldweg, und damit basta!«

Die Straße machte eine kleine Rechtskurve, links und rechts war die Landschaft hügelig. Hinter der Kurve stoppte der Fahrer kurz, schaltete schnell zurück und umfuhr dann

geschickt eine kleine Baumgruppe. Genau dahinter führte ein schmaler Feldweg in das hügelige Gelände.

»Aufgepaßt, jetzt wird es holprig ... die Kameraden hinter uns werden ein bißchen durcheinandergeschüttelt...« rief der Fahrer lautstark durch das Dröhnen des Motors. »Aber hier sind wir sicher.«

Um sie herum war es, durch die Hügel ringsum, fast undurchdringlich finster, und Captain Snyder, der an der Tür saß und sich festhielt, bewunderte die Augen des Fahrers.

»Verdammtd, warum machst du denn kein Licht... oder willst du uns alle zur Hölle fahren?« brüllte der Beifahrer.

»Keine Angst, ich sehe noch genug. Diesen Weg fahre ich mit verbundenen Augen. Licht ist nicht drin! Wenn einer von denen da oben zwischen den Hügeln an der Straße liegt, sieht er, wohin wir fahren. Kommt aber einer trotzdem auf die Idee, uns nachzufahren, entdecken wir sehr schnell seine Lichter.«

»Sie nehmen also an, daß man uns schon die ganze Zeit erwartet hat?« warf Captain Snyder ein. Der Kopf des Beifahrers fuhr herum und nur das Weiße seiner Augen war in dieser schier undurchdringlich scheinenden Finsternis zu sehen.

»Si, Capitano ... dasselbe dachte ich gerade auch. Also hat uns doch jemand verpfiffen! Wo aber sitzt dieser Lump? Bei euch, oder bei uns?«

»Bei uns dürfte das schlecht möglich sein, Signore«, gab Snyder mit einem kargen Lächeln zurück. »Wir sind eine gemischte Gruppe und waren drüben in England stationiert. Nur die wenigsten waren länger als drei Wochen zusammen. No, Signore, in eurem System muß eine undichte Stelle sein, anders ist es nicht zu erklären.«

»Nun seid endlich mal ruhig!« rief der Fahrer zornig. »Ich muß mich auf diesen verdammten Weg konzentrieren, und da stört mich euer Palaver. Hinter der nächsten Biegung halten wir an und sehen mal nach, was hinter uns geschieht.«

Der Beifahrer und Captain Snyder schwiegen. Sie wußten, daß der Fahrer recht hatte. Anstatt zu quatschen, sollten sie lieber mit auf den Weg achten. Wurden sie tatsächlich verfolgt, gab es für sie nur eine Möglichkeit, das festzustellen: stehenbleiben und aufpassen, was hinter ihnen geschah.

Kurz darauf hielt der Wagen, der Motor verstummte. Während Snyder seinen Kameraden eine kurze Erklärung gab, verschwanden die beiden Italiener den Hügel hinauf.

»Maledetto! Ich hab mir's doch gleich gedacht!« fluchte der Fahrer oben am Hügelkamm und deutete auf das Scheinwerferpaar, das weiter rückwärts den holperigen Feldweg ausleuchtete und langsam näher kam. »Bei den Carabinieri oder bei den Deutschen muß einer sein, der die Gegend gut kennt. Da kommen sie! Los zurück!«

Schnell liefen die beiden wieder zurück und berichteten Captain Snyder, was sie gesehen hatten.

»Und was nun?« erkundigte sich Snyder ruhig.

»Wir werden sie hier empfangen!« erwiderte der Fahrer hart. »Wenn er in die Kurve kommt, muß er bremsen, und dann schnappen wir sie!«

Wenige Minuten später war es soweit: Die Männer, links und rechts am Weg hinter Buschwerk in Deckung liegend und je ein Mann links und rechts etwas oberhalb, hörten den näherkommenden Wagen. Die voll aufgeblendeten Scheinwerfer huschten über die Hügel in der Kurve, dann blieb der Wagen plötzlich stehen, als der verlassene LKW in Sicht kam.

Minutenlang rührte sich nichts, dann stiegen drei Carabinieri aus dem Geländewagen, die mit in der Hüfte angeschlagener MPi langsam auf den LKW zugegangen.

Sie starben unter den Schüssen der Engländer. Der Fahrer versuchte noch den Gang einzuschieben und rückwärts zu entkommen – da tauchte neben ihm ein bärtiges Gesicht auf. Das letzte, was er wohl spürte, war der glühendheiße Schmerz

in seinem Nacken ...

Gerade als sich Captain Snyder über die Toten beugte, vernahmen sie aus Richtung Palermo zwei hallende Explosionen. Snyder fuhr hoch. Er sah auf die gespannten Gesichter der anderen.

»Habt ihr das gehört?«

»Yes, Sir! Das kam entweder aus dem Hafen ... oder von da, wo Major Kellmoe und die anderen warten. Vielleicht haben die Kameraden von der Navy (Marine) doch Erfolg gehabt?«

»Hoffentlich«, meinte Lieutenant Mitchum. »Es kann aber auch anders sein.« Er sah Snyder ernst an. »Oder sind Sie der Meinung, Sir, die Burschen hier kamen nur zufällig hinter uns her?«

»No, Mitchum. Wir wissen schon, seit wir von der Küstenstraße abgebogen sind, daß hier etwas faul ist. Die Operation ist verraten worden. Aber unsere beiden italienischen Freunde werden uns auf Umwegen nach Carini bringen. Und dort werden wir uns vorher sehr genau umsehen, bevor wir in eine Falle stolpern! Los, weiter!«

»Einen Moment noch, Sir, ich habe da eine Idee!« hielt Mitchum den Captain auf. Der sah ihn verblüfft an.

»Und das wäre ...?«

»Wir schnappen uns die Mützen der Toten und ihren Wagen. Der Wagen fährt vor unserem LKW her. Stoßen wir erneut auf eine Sperre, werden die anderen uns zunächst für Italiener halten.«

Captain Snyder überlegte einen Moment, dann nickte er zustimmend. »Well! – Dann werden Sie und der LKW-Fahrer vorneweg fahren. Wir schließen dichtauf! Los, schnappt euch die Mützen und räumt die Toten weg!«

Wenige Minuten später fuhren die beiden Wagen davon. Vorn der italienische Geländewagen, hinter ihm der Laster. Der junge Mann, der bisher den Beifahrer gespielt hatte, saß jetzt am Steuer des LKW, und der bisherige Fahrer steuerte den

Geländewagen.

Mit der Soldatenmütze auf dem Kopf ging er auf den ersten Blick als Carabiniere durch. Die anderen saßen mit entsicherten Waffen auf der Ladepritsche. Zusätzlich hatten sie jetzt noch sechs Handgranaten, die zur Ausrüstung des erbeuteten Wagens gehörten. Nun mußten sie allerdings mit aufgeblendeten Scheinwerfern fahren, wenn sie nicht auffallen wollten...

Auf der Ladepritsche blickte Sergeant Carlson auf seine Uhr. »Wenn wir uns nicht beeilen, wird es hell und für uns kritisch«, rief er den anderen zu, die schweigend nach hinten starrten. Sie wurden unsanft durchgeschüttelt, und von dieser höllischen Fahrt taten ihnen schon sämtliche Knochen weh. Sie suchten Halt, wo sie ihn gerade fanden.

Das Dröhnen des Motors, das Klappern des Wagens und das Quietschen der Federn bildeten die Kulisse für die düsteren Gedanken der Männer auf dem Fahrzeug. Sie sahen nicht, daß kurz vor ihnen im Licht der Scheinwerfer einige verlassene Gebäude auftauchten...

\*

Steuermann David Tamlin war nur noch wenige Meter vom rettenden Strand entfernt, als eine grüne Leuchtkugel am Himmel über der Küste aufglühte. Für Sekunden kam er aus dem Rhythmus, als ihn auch schon eine der zurücklaufenden Brandungswellen erfaßte und unter Wasser drückte. Er hatte Mühe, wieder an die Oberfläche zu kommen. Vom Himmel torkelte jetzt eine neue Leuchtkugel herab, aber der Schwimmer hatte keine Zeit, sich darum zu kümmern. Er mußte zusehen, daß er heil die Küste erreichte, erst dann konnte er sich mehr für das interessieren, was da an Land vor sich ging.

Es war bei dieser schnell ablaufenden See nämlich nicht so

einfach, voranzukommen. Tamlin wußte, daß er um sein Leben kämpfte! Er war viel zu abgekämpft, um noch lange gegen die Flut zu arbeiten. Das Wabo-Bombardement und der lange Rückweg bis hierher hatten ihn ziemlich mitgenommen. Durch das Rauschen der Brandung glaubte er Schüsse zu vernehmen. Rein instinktiv änderte er die Richtung. Es war schließlich nicht angebracht, daß er genau da ankam, wo ein Feuergefecht im Gange war.

Hatte er erst einmal festen Boden unter den Füßen, würde es kein Problem mehr sein, weiterzukommen. Wenige Meter vom Strand entfernt, hörte er zwei kurze, schmetternde Schläge. Die grellen Blitze an Land sagten ihm: Dort drüben waren Handgranaten explodiert.

Als er endlich festen Boden unter den Füßen spürte, watete er mit jagenden Lungen vorsichtig den Strand hinauf. Keuchend warf er sich hinter einem etwa mannsgroßen Felsbrocken zu Boden. Während er versuchte, wieder zu Atem zu kommen, sah er sich lauernd um.

Tamlin stellte fest, daß er zwischen einigen Riffen und Felsen an einem kurzen, flachen Strand an Land gekommen war. Dies hier war so etwas ähnliches wie eine langgestreckte Bucht.

Der Kampfschwimmer benötigte noch einige Zeit, bis er wieder einigermaßen beisammen war und klar denken konnte. Jetzt erst spürte er auch die Kälte. Das Gefecht war offenbar entschieden. Man hörte nur noch vereinzelte Stimmen.

Vor Tamlin erhob sich hügeliges, felsiges Gelände, das weiter anstieg. Nach rechts wurde es etwas flacher, unterbrochen von einigen Felsen und Sanddünen. Tamlin konnte auch den schmalen, dunklen Streifen erkennen, der weit in die See hinausragte: das Riff, das ihm und seinen Kameraden als Markierungszeichen angegeben worden war.

Was aber war mit den anderen geschehen? Waren sie schon angekommen, oder waren sie noch draußen? Hatten sie an dem

Feuergefecht teilgenommen, das vor wenigen Minuten hier stattfand? Hatten sie es überlebt? Dies alles waren Fragen, auf die Tamlin keine Antwort wußte. Er glaubte auch nicht, daß er jemals eine darauf bekommen würde. Jetzt erst, als sich sein Körper entspannen konnte, spürte er die Strapazen der letzten Stunden, und bleierne Müdigkeit überfiel ihn.

Er setzte sich in Bewegung, denn er konnte es sich nicht erlauben, hier einzuschlafen. Immerhin mußte er damit rechnen, daß jeden Moment ein Gegner vor ihm auftauchen würde. Tamlin wußte aber auch, daß ihm nur die Flucht nach vorn möglich war. Er würde nicht mehr die Kraft aufbringen, wieder ins Wasser zu gehen und weiterzuschwimmen.

So lief er langsam in Richtung der dunklen Hügel und blieb nur noch einmal stehen, als aus Richtung Palermo zwei grelle Detonationen zu vernehmen waren und Sekunden darauf die Sirenen erschallten. Die ersten Sprengladungen! Zwei von fünf Ladungen! Verdammter bitter, wenn man daran dachte, wie viele Opfer es gekostet hatte, bis sie erst einmal soweit waren, mit den ersten seetüchtigen Modellen zu fahren.

Tamlin zuckte erschrocken zusammen, als plötzlich hinter einem Felsbrocken eine dunkle Gestalt auftauchte.

»Stop!« kam eine leise, scharfe Stimme. Tamlin blickte sich blitzschnell um. Hatte man ihn schon eingekreist? Eine verdammte geschickte Falle! Doch dann starnte er verdutzt auf das hagere, blaße Gesicht vor sich.

»O Lord,... Lieutenant Felton ... Sie hier?« stieß er erschrocken und erleichtert zugleich hervor.

»Genau, Tamlin ...« nickte Felton, und die beiden begrüßten sich, als hätten sie sich seit Jahren nicht mehr gesehen.

»Tamlin... wo sind die anderen?« Besorgnis und Hoffnung schwangen in Feltons Stimme mit. Tamlin zuckte die Schultern.

»Keine Ahnung, Sir. Ich wurde von Kapitänleutnant Mansdric getrennt, als wir in einen feindlichen Wasserbomben-

angriff gerieten.

Ich wurde vom Chariot geschleudert... was aus Mansdric wurde... ich weiß es nicht. Als ich wieder klar denken konnte, mußte ich um mein Leben schwimmen. Von den anderen war nichts mehr zu sehen.« Tamlin machte eine kurze Pause, ehe er fortfuhr: »Es wäre sinnlos gewesen, während des Angriffes nach dem Chariot zu suchen. Ich tat wohl das einzige Vernünftige in dieser Lage und setzte mich zur Küste hin ab. Well, jetzt bin ich hier. Aber wie es aussieht, blüht auch mir die Gefangenschaft!«

»Noch ist es nicht soweit, Tamlin«, winkte Felton ab. »Man hat zwar die anderen, die uns hier erwarten sollten, bei einem Feuergefecht getötet; wir waren gerade auf dem Weg zu dem vereinbarten Treffpunkt, als der Feuerzauber begann. Also... von eurer Gruppe kommt keiner mehr?«

»Ich glaube nicht, Sir. Ich selbst hatte auch nicht mehr gehofft, daß ich noch mal lebend rauskomme.«

»Schon gut«, murmelte der Leutnant.

Langsam gingen sie zwischen den Felsbrocken weiter und zum Versteck hinüber. Tamlin sah nachdenklich auf das Meer: »Ich weiß nicht, Sir, die ganze Sache sieht nach Verrat aus. Woher haben denn die Deutschen gewußt, daß wir hier an Land gehen würden? Sie haben die Leute kassiert, die auf uns gewartet haben, und woher wußte man, daß diese Männer hier zu finden sein würden? Man hätte den Italienern doch nicht soviel vertrauen dürfen.«

»Reden Sie doch keinen Unsinn, Tamlin!« sagte der Offizier.  
»Morgen sehen wir weiter.«

Tamlin wurde kurz darauf von den anderen begrüßt. Sie freuten sich, daß es wenigstens noch einer von der anderen Gruppe geschafft hatte. Von zehn Männern hatten also nur fünf überlebt. Die »Operation Principle« war mithin nur zur Hälfte geeglückt. Der Gedanke daran, daß dieses Unternehmen wahrscheinlich durch Verrat gescheitert war, fraß an den fünf

Männern, die frierend in der kleinen Höhle hockten und auf den neuen Tag warteten. Ein Tag, von dem sie nicht wußten, was er ihnen noch bringen würde. Ihre Chance, heil nach Carini durchzukommen, war allerdings gering.

\*

Bei Anbruch des neuen Tages waren die Spuren der nächtlichen Ereignisse so gut wie ausgelöscht. Nur zwei flache Trichter, ein paar dunkle Flecken auf der Erde, Tuchfetzen und leere Patronenhülsen blieben die einzigen Zeugen der kurzen, blutigen Auseinandersetzung. Doch noch ein Augenzeuge existierte, der das alles erlebt – und überlebt hatte.

Auf der Küstenstraße patrouillierten italienische Carabinieri mit einem Fahrzeug, und vier von ihnen gingen am Strand auf und ab. Sie liefen in jeweils entgegengesetzter Richtung das begehbarre Stück Küstenstreifen entlang und beobachteten hin und wieder mit einem Glas die Wasseroberfläche.

Sie wußten nicht, daß sie von einem Mann beobachtet wurden, der müde, durchnäßt und zitternd vor Kälte zwischen den von Gischtspritzen übersprühten Klippen lag. Aus entzündeten, rot geränderten Augen beobachtete er die Polizisten und wünschte sie zur Hölle.

Giuseppe Mantelli wußte: Wenn man ihn hier entdeckte, war ihm der Tod gewiß. Doch er schwor, sich nicht so leicht schnappen zu lassen.

Er hätte die beiden, die jetzt am Strand beisammenstanden, wie zwei Hasen abschießen können; doch da waren noch die anderen und der Wagen oben auf der Straße. Die Sonne stieg langsam höher, und der Italiener spürte, wie es etwas wärmer wurde. Er atmete erleichtert auf, als drüben auf der Straße zwei schrille Pfiffe ertönten und die Carabinieri sich gemächlich in Marsch setzten, um schließlich mit dem Wagen in Richtung Palermo zu verschwinden.

Mantelli wartete noch eine Weile, bis der Wagen nicht mehr zu sehen war, dann richtete er sich mit klammen, durchgefrorenen Gliedern aus seiner unbequemen Lage auf und reckte sich. Er fror erbärmlich. Mit einem prüfenden Blick zur Sonne schätzte er, daß es etwa 10 Uhr sein mußte; Zeit zu verschwinden, bevor die Carabinieri noch einmal hier aufkreuzten.

Mit vor Kälte immer noch steifen Gliedern arbeitete er sich über die vom Wasser überspülten Klippen zum Strand zurück und landete keuchend und erneut durchnäßt am Strand. Er sah sich noch einmal sichernd um, dann eilte er, immer in Deckung des steiler werdenden Strandes an der Küste entlang. Er wollte auf irgendwelchen Umwegen Carini erreichen.

\*

Vor Maricali, einem kleinen, nur wenige Einwohner zählenden Dörfchen, lief auch das zweite Kommando in eine geschickt gestellte Falle.

Der Feldweg führte durch einen verlassenen, ehemaligen Bauernhof. Die Gebäude, Ställe und Schuppen sahen verfallen aus, und im Licht der Scheinwerfer wirkten sie irgendwie gespenstisch. Die Insassen der beiden Fahrzeuge konnten nicht ahnen, daß hier Soldaten der berühmtberüchtigten »Brigada Nera« auf sie warteten. Die Männer, die hier zwischen den Haus- und Stallruinen verborgen lauerten, hatten das kurze Feuergefecht an der Straße gehört und konnten sich einen Vers darauf machen, was geschehen war.

Holpernd und im zweiten Gang jaulend, fuhr der Geländewagen, besetzt mit Lieutenant Mitchum und dem einen Italiener, den Feldweg entlang, auf den Hof zu. Etwa 15 Meter hinter ihnen folgte der LKW mit den anderen. Lieutenant Mitchum blickte sich unbehaglich um. Das hier wäre eigentlich der richtige Ort, um einen Hinterhalt zu legen.

»Das sieht aber verdammt trostlos aus. Ist der Hof schon lange so verwahrlost?« rief Mitchum dem Fahrer zu.

»Er steht schon seit einem Jahr leer. Die Söhne des Bauern sind gefallen, und er hat aufgegeben; es lohnte sich nicht mehr.«

»Wie weit ist es noch?« erkundigte sich Mitchum.

»Noch etwa vier Kilometer«, gab der Fahrer zurück. »Es dauert nicht mehr lange, dann haben wir's geschafft!«

Plötzlich tauchte im Scheinwerferlicht ein Hindernis in Form einer zweirädrigen, völlig verwahrlosten Carretta auf. Der Fahrer trat so hastig auf die Bremse, daß Mitchum mit dem Kopf fast gegen das Armaturenbrett geknallt wäre. Rein instinkтив warf er sich zur Seite. Und als jäh ein Scheinwerfer aufflammte, stieß er schnell die Tür auf und ließ sich hinausfallen, wobei er nicht eine Sekunde seine MPi losließ. Neben der Ruine des Wohnhauses stand ein Fahrzeug, das die Scheinwerfer voll aufgeblendet hatte.

»Gebt auf! Ihr seid umstellt und habt keine Chance!« rief eine weithin schallende Stimme. Eine MPi ratterte los, und die Scheinwerfer erloschen klimrend. Jetzt war innerhalb weniger Sekunden der Teufel los.

Lieutenant Mitchum drehte sich einige Male um seine eigene Achse. Er wollte weiter nach rechts und hinter einem kleinen Schotterhaufen Deckung suchen. Da spürte er einen heftigen Schlag gegen die rechte Schulter, verlor seine MPi, griff wieder danach und richtete sich schnell auf. Dann hetzte er los ... und brach in einer MPi-Salve zusammen. Die Kugeln, die seinen Körper zersiebten, rissen ihn förmlich herum und schleuderten ihn ein Stück zurück.

Der Italiener versuchte nach links zu entkommen. Er lief so unglücklich in die Schußbahn der anderen, daß er von den eigenen Kugeln getötet wurde.

Captain Snyder, der Erfahrungen mit solchen Fallen hatte, gab sofort einen kurzen Feuerstoß auf die Scheinwerfer des

gegnerischen Fahrzeugs ab und sprang dann aus dem Wagen. Blitzschnell rollte er sich unter den Laster und fand hinter den dicken Rädern einigermaßen Schutz. Kurz darauf tauchte neben ihm Sergeant Marella auf, von der anderen Seite kamen Hadley und Carlson.

»Wo bleibt Berrings?« brüllte Snyder, während er auf die Hausecke hielt, wo erneut Mündungsfeuer aufblitzte. Schreie bewiesen ihm, daß er getroffen hatte.

»Tot... genau wie Lieutenant Mitchum!« gab Carlson zurück und feuerte auf ein Fenster, an dem die Oberkörper von zwei Männern zu sehen waren. Schreiend stürzten die beiden heraus und schlugen auf das Kopfsteinpflaster im Hof.

»Verdammmt, die wollten uns ganz schön reinlegen!« brüllte Marella und wischte sich über das Gesicht. Ein Streifschuß hatte ihm die Stirnhaut aufgerissen, und das Blut rann ihm über die Augen. »Was ist mit unserem Fahrer?«

»Tot!« gab Snyder zurück und sah sich schwer atmend um.

Sie hatten nur noch eine Möglichkeit: nach hinten weg, bevor die Italiener sie umgingen. »Los, verschwindet nach hinten. Hinter der kleinen Steinmauer gebt ihr mir dann Feuerschutz!« befahl Snyder und wechselte das Magazin aus. Carlson reichte ihm eine Handgranate.

»Nehmen Sie das Ding, Sir, damit halten Sie sich die Burschen vom Leib.«

»Okay, nun verschwindet!« drängte Snyder und feuerte auf ein paar Schatten neben dem verfallenen Stall. Hinter sich hörte er, wie die anderen davonhasteten. Kurze Zeit darauf feuerten sie, aus der Deckung einer kleinen Steinbalustrade, die das Gehöft umgrenzte, auf die Italiener.

Snyder zog die Handgranate ab, zögerte einen Moment, dann warf er sie in weitem Bogen auf das Haus zu. Kaum war sie explodiert, robbte er zurück und setzte sich zu den anderen ab. Um ihn herum zwitscherten die Geschosse, als er geduckt zu der Mauer am Eingang des Feldweges rannte. Plötzlich bekam

er einen Schlag gegen den linken Oberschenkel. Er stürzte hin, raffte sich mit zusammengebissenen Zähnen wieder auf und taumelte weiter.

Er hatte das Gefühl, als würde ihm das Bein nicht mehr gehören und warf sich sofort in Deckung, als er die kleine Steinmauer erreicht hatte. Keuchend rang er nach Luft und tastete nach seinem Oberschenkel. Er spürte es naß zwischen den Fingern und wußte, wie es um ihn stand. Carlson wandte ihm das hagere, bleiche Gesicht zu.

»Alles okay, Sir?« brüllte er Snyder zu. Der nickte mit verbissinem Gesicht. »Alles okay, Sarge!«

»Jetzt sind sie beim Laster. Den werden wir jetzt in die Luft jagen!« brüllte Hadley wütend. Er riß seine Handgranate heraus und rief dem neben ihm knienden Marella zu: »Los, du wirfst direkt hinterher!«

»Okay, Stan ... fang an!« gab Marella zurück, und er sah furchtbar aus mit dem blutverschmierten Gesicht, in dem die dunklen Augen wütend funkelten.

Die Handgranate flog, landete knapp auf der Ladepritsche ... und dann gab es einen schmetternden Schlag. Kurz darauf noch einen. Eine grelle Feuerlohe waberte auf, und die Schatten einiger Soldaten, die nicht mehr schnell genug wegkamen, waren noch zu erkennen. Die gellenden Schmerzens- und Todesschreie wurden fast vom Prasseln der Flammen erstickt. Der Laster war zur Todesfalle für acht Italiener und drei Deutsche geworden.

»Los, weiter zurück!« befahl Snyder hart, und bevor sich die Gegner von dem grausigen Geschehen erholt hatten, setzten sich Snyder und die drei Sergeants weiter nach hinten ab.

Etwa 30 Minuten später lagen sie in einer halb verfallenen Schäferhütte und rangen nach Luft. Sie waren fix und fertig und hätten nicht einmal mehr an Gegenwehr denken können, wenn unverhofft jemand aufgetaucht wäre. Keiner von ihnen war unverletzt entkommen, die letzte halbe Stunde Flucht

durch die unwirtliche Berggegend hatte sie restlos geschafft.

Es war Carlson, der als erster die Sprache wiederfand. »Wo befinden wir uns überhaupt, Sir?« Seine Stimme klang entstellt und heiser. Snyder richtete sich mühsam auf und kramte eine auf Seide gedruckte Karte hervor.

»Hier, nimm mal die Karte ... ich muß erst mal was für meinen Fuß tun!« ächzte er und machte sich daran, mit einem Verbandpäckchen die tiefe Streifschußwunde zu verbinden. Carlson faltete die Karte auseinander und sah sie sich eingehend an. Dann trat er zur Türöffnung und schaute sich draußen um.

»Well, wenn ich es richtig sehe, befinden wir uns zwischen Capaci und Monreale. Zwei Kilometer südwestlich von uns muß Moncetoni liegen, ein kleines Kaff.«

»Wir wollten doch nach Carini?« warf Marella ein. Er lehnte mit dem Rücken an der altersschwachen Holzwand. Vor ihm kniete Hadley und verband ihm den Kopf. Hadley hatte es an der linken Hand erwischt.

»Sicher, dort erwartet man uns auch«, murmelte Snyder, »doch der Tag bricht gleich an, und wir können in unserem Zustand nicht mehr weit laufen. Zudem ist anzunehmen, daß auch Carini schon von den Höllenhunden besetzt ist und daß man dort ebenfalls auf uns wartet.«

Die Männer schwiegen minutenlang und überdachten, jeder aus seiner eigenen Perspektive, die Situation.

»Und wie soll's weitergehen, Sir?« brach Hadley die bedrückende Stille. Alle sahen ihm hoffnungsvoll an.

»Wir werden natürlich nicht nach Carini gehen, sondern werden uns nach Loretta absetzen; da haben wir noch eine ehrliche Chance. Dort ist ein Mann, der als einer der führenden Köpfe der Partisanen und der Mafia gilt. Er wird uns helfen, weiterzukommen und vor allen Dingen ärztlich versorgt zu werden«, erklärte Snyder.

Der Captain wußte nur zu gut, daß er damit etwas tat, was

niemals vorgesehen war. Es war auch entgegen jeder militärischen Gepflogenheit. Doch in diesem Falle ging es um die gesamte Operation und die Vorarbeiten für ein später stattfindendes Unternehmen. Bei dieser Aktion, die in einigen Monaten stattfinden sollte, würden sich kriegsentscheidende Vorgänge abspielen.

Irgendwo im Landesinneren wartete eine besonders ausgebildete Spezialgruppe auf ihre Unterstützung und neue Weisungen. Bisher hatten sie trotz allem noch Glück gehabt. Sie mußten daher alles tun, aus ihrer mißlichen Lage zu entkommen. Nur aus diesem Grunde entschloß sich Captain Snyder, Don Angelo aufzusuchen, der als ungekrönter König der Westhälfte der Insel galt und ein wichtiges Verbindungsglied zwischen den Alliierten und den hiesigen Widerstandsgruppen war. Nur er allein konnte ihnen noch weiterhelfen und sie an die richtigen Adressen bringen.

»Wir werden hier ein paar Stunden warten, dann suchen wir uns einen Weg, ohne dabei gleich den anderen in die Finger zu laufen«, fuhr Snyder fort. Er sah in den erschöpften Gesichtern der anderen, daß sie davon nicht gerade hellau begeistert waren. Doch sie wußten ja selbst, daß die Deutschen und Italiener gerade nach dem letzten Zwischenfall besonders scharf darauf waren, sie noch in die Finger zu kommen.

»Wäre es denn nicht besser, wir gehen erst heute abend weiter?« warf Carlson ein. Er hatte das Gefühl, daß ein Marsch am hellen Tage zu riskant sei. Doch Snyder winkte ab.

»Nein, wir können unmöglich so lange hier warten. Wenn die Deutschen erst eine Spur von uns gefunden haben, werden sie uns hetzen, bis sie uns haben. Wir müssen weg!«

»Zu Befehl, Sir«, knurrte Hadley müde. »Hoffentlich haben wir dabei mehr Glück als bisher. Es wird ja auch Zeit, daß wir von der Bildfläche verschwinden.«

Das Schweigen kehrte wieder ein.

\*

Der neue Tag war schon einige Stunden alt, und die Sonne kam hin und wieder zwischen tiefhängenden Wolkenfetzen hervor, als sich die fünf Männer der Navy auf den Weg nach Carini machten. Da sie die Küstenstraße nicht benutzen konnten, liefen sie, nachdem sie die Straße überquert hatten, südlich der Straße weiter. Nach knapp 200 Metern fiel Newlings um. Als sich Lieutenant Felton über ihn beugte, sah er, daß er ohnmächtig geworden war. Die Strapazen waren einfach zu groß für ihn.

»Kommen Sie, Silvester, wir tragen ihn zuerst, Lieutenant Ferlings und Tamlin lösen uns dann ab.«

»Okay, Sir.« Silvester packte den Ohnmächtigen an den Beinen, und Felton faßte ihn unter den Schultern. So trugen sie ihn davon.

Ihr Weg führte sie über Felder und Wiesen, über einige kleine Täler umgingen sie ein paar Hügel und durchquerten vorsichtig verschiedene Pinienwäldchen. Dem einsamen Fieseler »Storch«, der in knapp 100 Meter Höhe über sie hinwegzog, schenkten sie keine sonderliche Beachtung. Doch gerade dieses kleine, unscheinbare Flugzeug war es, das über Sprechfunk ihre Position nach unten weitergab. Innerhalb weniger Minuten sollte damit ihr Schicksal besiegt sein.

Dieselbe Maschine war es auch, die beim Überfliegen eines schmalen Talkessels vier Männer entdeckte, die sich rasch zu verstecken versuchten. Es glückte ihnen nicht ganz, und der Beobachter gab seine Meldung weiter. So konnten die Verfolger über Funk an die richtige Stelle eingewiesen werden.

Die vier Männer der Navy, ihren Kameraden zwischen sich, verließen gerade ein kleines Wäldchen, als hinter einer Bodenwelle Gestalten auftauchten: Soldaten.

»Stop!« erscholl eine laute, helle Stimme. »Geben Sie auf,

jeder Widerstand ist sinnlos, ihr seid umstellt! Werft eure Waffen weg!«

Ferlings, der gerade an der Spitze ging und die Beine des verwundeten Newlings trug, beugte sich langsam nieder und legte seinen Kameraden hin. Tamlin folgte seinem Beispiel.

»Damned ... nun war die ganze Schinderei doch umsonst gewesen!« brüllte Silvester wütend und blickte sich um, während er wie die anderen die Hände hob.

Der Traum war aus, sie waren umstellt. Hinter ihnen am Waldrand tauchten noch ein paar Deutsche auf, links von ihnen kam eine Gruppe Italiener mit angeschlagenen Waffen auf sie zu. Vor ihnen zwei Gestalten: ein Deutscher und ein Mann in Zivil.

»Wer ist der Kommandoführer?« erkundigte sich der deutsche Offizier im Rang eines Majors.

»Ich bin hier der dienstälteste Offizier. Lieutenant Felton, Sir.«

»Danke, Lieutenant. Welche Einheit?«

»Lieutenant Felton von der Royal Navy. Dienstnummer 2832-14 N! Mehr werden Sie nicht erfahren, Sir. Ich bitte Sie nur, dafür zu sorgen, daß mein Kamerad baldigst ärztliche Hilfe bekommt.«

»Selbstverständlich, Lieutenant! Haben Sie noch irgendwelche Waffen?«

»No, Sir... wir sind unbewaffnet, bis auf die kurzen Dolche!«

»Werfen Sie die Dinger weg, Sie benötigen sie nicht mehr. Folgen Sie uns zu den Fahrzeugen da drüber und betrachten Sie sich als Kriegsgefangene.«

»Zu Befehl, Sir!« Sie warfen ihre Dolche zu Boden, dann gingen sie zu den Fahrzeugen hinüber, die auf einem Feldweg standen, der zur Küstenstraße führte. Hier war auch ein italienischer Arzt, der sich sofort um den Verwundeten kümmerte.

»Wird er durchkommen, Sir?« erkundigte sich Felton, der zusammen mit Silvester bei Newlings ausharrte und ungeduldig zusah, wie der Arzt den Verwundeten eingehend untersuchte.

»Ich denke, ja. Er hat außer der Verletzung einen Kreislaufkollaps durch starke Unterkühlung und zudem eine Menge Blut verloren. Er muß sofort in ein Lazarett.« Der stehende Zivilist übersetzte den Engländern die Diagnose.

»Danke, Sir. Tun Sie das Beste für ihn!«

Der Arzt gab zwei Soldaten den Befehl, den Verwundeten auf den kleinen LKW zu schaffen.

Silvester blickte noch einen Moment auf das bleiche, eingefallene Gesicht seines Kameraden, wandte sich dann ab und stieg als letzter auf den zweiten Wagen.

Kurze Zeit später fuhren sie in Richtung Palermo davon. Auf der Küstenstraße starre Silvester mit finsterem Gesicht aufs Meer hinaus.

Fast zur selben Stunde, als die vier Angehörigen der Navy in einer italienischen Kaserne inhaftiert wurden, ereilte auch die vier SAS-Agenten ihr Schicksal. Sie wurden in einem Engpaß gestellt, und als der Kampf beendet war, fanden die italienisch-deutschen Verfolger nur noch drei Tote.

Captain Snyder war es trotz seiner Verwundung gelungen, noch einmal zu entkommen. Der schwerverwundete Sergeant Carlson, für den es mit einem schweren Bauchschoß keine Rettung mehr gab, hielt ihm den Rücken frei, bis er den Ring durchbrochen hatte. In derselben Nacht noch fand er Unterschlupf bei einem Bauern, der ihn drei Tage später, als etwas Ruhe eingekehrt war, auf einer Caretta, unter Waren versteckt, nach Loretta brachte. Dort erhielt er ärztliche Hilfe und wurde Tage später ins Landesinnere transportiert.

Die Gefangenen wurden einzeln verhört, doch sie gaben außer ihrem Dienstgrad, dem Namen und der Dienstnummer

nichts an. Dabei konnten sie nicht wissen, daß ein unbeschädigtes Chariot gefunden worden war und es den Deutschen und Italienern somit klar sein mußte, woher sie gekommen waren.

Lieutenant Felton wurde am späten Nachmittag vor einen italienischen Korvettenkapitän geführt, der ihn eingehend befragte. Als Felton staunend feststellte, daß dieser Mann eine Menge über technische Details der Chariots wußte, erkundigte er sich, woher er diese Kenntnisse habe.

Kapitän Fürst Julio Borghese, Kommandeur der X. Flottilia M.A.S (auch »Decima« genannt, Spezialverband von Froschmännern etc.) lächelte und erwiderte:

»Ich war Kommandant des italienischen U-Bootes, das die ersten Chariots – bei uns hießen sie Mayales – zusammen mit den Besatzungen nach Gibraltar brachte. Eure Chariots wurden unseren ersten Modellen nachgebaut... zu Ihrem Pech auch mit denselben technischen Mängeln.«

Lieutenant Felton nahm Haltung an, als er erkannte, wer ihn da verhörte. Dies war also der Chef der sagenumwobenen italienischen Kampfschwimmer, von denen Commander Crabb erzählt hatte.

»Ich bitte darum, Ihnen die Hand schütteln zu dürfen, Sir.« Als er den erstaunten Blick des Italiener sah, fuhr er erklärend fort: »Wir bei der Navy haben die größte Hochachtung vor diesen Männern ... Ihren Kameraden, denn sie gelten als die Meister der Kunst, die wir erlernen wollten. Schade ... unsere Technik kam der ihnen noch nicht nach.«

»Trösten Sie sich, Lieutenant, auch wir haben anfangs eine Menge Mißerfolge gehabt!« Borghese erwiderte den Händedruck des jungen Engländer. Der Kampf war vorbei, und Borghese wußte, daß auch Froschmänner seiner Einheit, die bei Gibraltar in Gefangenschaft geraten waren, von den Engländern äußerst fair behandelt worden waren. Das Kriegsglück war gegen die Engländer gewesen, und sie hatten

eine noch nicht voll entwickelte Waffe eingesetzt.

Die Vernehmungen der vier Männer zogen sich noch einige Tage hin. Dabei erfuhren die Pioniere der englischen Kampfschwimmer auch, daß sie ihre beiden Ziele zwar beschädigt, aber nicht vernichtet hatten. Am 12.1.1943 wurden die vier Engländer in ein deutsches Kriegsgefangenenlager gebracht, wo Les Silvester zwei Monate später beim zweiten Ausbruchsversuch die Flucht gelang.

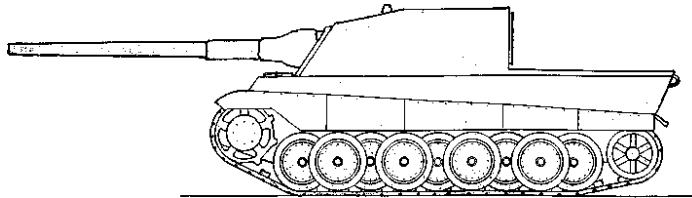
Die »Operation Principle« vom 2.1.1943 hatte zwar nicht den erhofften Erfolg gebracht, doch die Engländer sahen, daß es einen neuen Weg zu beschreiten galt, und die Ausbildung der Kampfschwimmer und neuer Chariotmannschaften wurde vorangetrieben.

Von den neun abgesprungenen SAS-Agenten gelang es nur dem erfahrensten unter ihnen, Captain Snyder, seinen Auftrag auszuführen.

Er war, zusammen mit einigen später abgesprungenen Offizieren, der Wegbereiter für die Monate später durchgeföhrte Landung der Alliierten auf Sizilien, außerdem der wichtigste Verbindungsoffizier zwischen den Alliierten und den Führern der Widerstandsbewegung.

## ENDE

## Der »Jagdtiger« (Sd. Kfz. 186s)

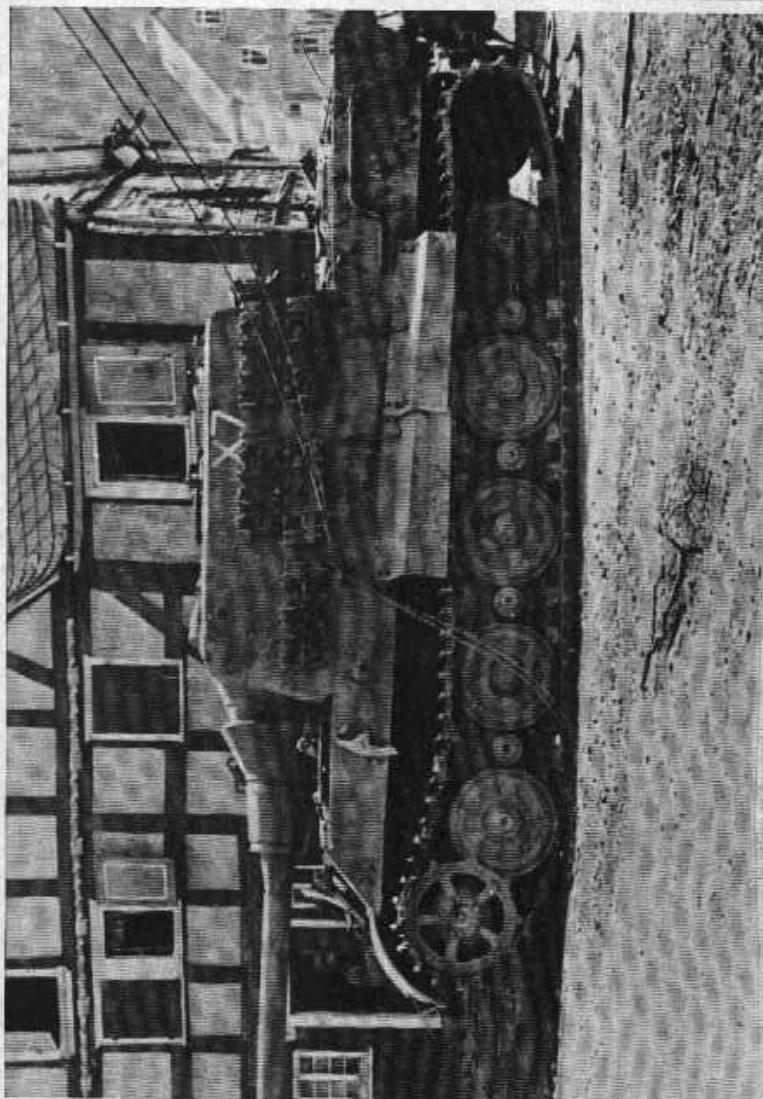


Dieser Jagdpanzer war das schwerste Fahrzeug seiner Gattung in der deutschen Wehrmacht. Seine 12,8-cm-Pak durchschlug jeden ausländischen Panzer. Andererseits war das Fahrzeug relativ schwer beweglich. Es wurden nur 48 Stück gebaut, die aber nicht mehr alle zum Fronteinsatz kamen. Das Fahrwerk wurde original vom »Tiger II« übernommen. Die Panzerung des Fahrzeugs konnte nur sehr schwer durchschlagen werden. Die wenigen zu den schweren Panzerjägerabteilungen gelangten Fahrzeuge konnten gute Erfolge erzielen.

### Technische Daten

Gefechtsgewicht:	71.700 kg
Höchstgeschwindigkeit Straße:	38 km/h
Höchstgeschwindigkeit Gelände:	17 km/h
Fahrbereich Straße:	170 km
Fahrbereich Gelände:	121 km
Länge über alles:	1.066 cm
Länge ohne Rohr:	780 cm
Breite über alles:	363 cm
Höhe:	282 cm
Motor:	1/12/V/0 (Maybach)
PS:	700
Geschütz:	12,8-cm-Pak44/L55
sonstige Waffen:	1 MG 7,92 mm
Besatzung:	6 Mann
Baujahr:	1944/45
Panzerung maximal:	250 mm

## Deutsche Panzerfahrzeuge



Jagdpanzer »Jagdtiger«